DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 24

DM 1,20

Österr. S 9.– Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 inkl. oms
Italien L 300, Spanien Pts 38
Printed in Germany

Marionetten des Schreckens



Nr. 24

Marionetten des Schreckens

Zwei Dinge traten gleichzeitig auf und ergänzten sich zu einem furchtbaren Geschehen. Anfangs wußte keiner vom anderen, und dies machte die Vorgänge so rätselhaft und undurchsichtig. Sie kosteten unschuldigen Menschen das Leben, auf eine Weise, wie sie sich das in ihren schlimmsten Alpträumen nie vorgestellt hatten…

Die erste Episode erlebte Poul Hardy in einer Bar in Soho. Dort ging er des öfteren hin.

Es gab anständige Drinks und schöne Frauen, die einem die Zeit vertrieben und mit denen man sich mehr als amüsieren konnte.

Er kannte fast jeden, der hier verkehrte, denn es waren immer dieselben. Mit dem Wirt war er befreundet und Charly, wie ihn alle freundschaftlich nannten, hieß in Wirklichkeit Mike und mit Nachnamen Stenton. Wie er zu dem Namen Charly gekommen war, wußte kein Mensch.

»Wahrscheinlich, weil du wie ein Charly aussiehst«, bekam er häufig zu hören. Dabei fragte sich der glattrasierte, mit einem stramm gezogenen Scheitel stets gepflegt und geschniegelt aussehende Barbesitzer, der beinahe knabenhaft wirkte, ob alle Charlys dieser Welt so aussahen wie er?

Poul Hardy, vierunddreißig, selbständiger Geschäftsmann, war Junggeselle und hatte in einem neuerbauten Hochhaus in der Kingsroad eine Vierzimmer-Apartment-Wohnung, die sich sehen lassen konnte. Hardy handelte mit Antiquitäten, und so war es nicht verwunderlich, daß seine Wohnung kostbare alte Möbel und Zierat beherbergte.

Hardy kam wie immer zuerst an den Tresen, und da Charly ihn im Dämmerlicht schon durch den mit einem schweren roten Samtvorhang versehenen Eingang erblickt hatte, griff er gleich zu einer Flasche Whisky und schenkte einen Doppelstöckigen ein. Das Glas rutschte wie immer gekonnt über die braune, glattpolierte Oberfläche der Theke, und Hardy kam gerade rechtzeitig an, um noch die Hand danach auszustrecken.

»Klappt ja wieder wie am Schnürchen«, freute der junge Geschäftsmann sich. Er rutschte auf den Barhocker, zog die Beine an und erwiderte lächelnd die Blicke der leichtgeschürzten Girls, die hier bedienten oder an der Bar hockten und mit kleinen Schlucken ihre Cocktails quälten.

Hardy ließ seine Blicke genießerisch über großzügige, tiefe Einblicke gewährende Ausschnitte und lange, dunkel bestrumpfte Beine schweifen.

»Eine schöner als die andere, Poul. Du kannst es nicht lassen.« Charly entblößte die Zähne. Die waren tadellos in Ordnung. Sein Lächeln hatte etwas Zerbrechliches an sich. »Wer ist denn heute abend an der Reihe, der du deine alten Möbel zeigen willst?«

Hardy zuckte die Achseln. »Weiß ich noch nicht. Ich habe viel Zeit mitgebracht und hab's nicht eilig, Charly. Und: Wer die Wahl hat, hat die Qual. An diesem alten Sprichwort ist etwas Wahres dran. Ich schau' mir die Ware noch ein bißchen an und…« Plötzlich stutzte er. »Zum Donnerwetter«, entfuhr es ihm. Er blickte in eine bestimmte Richtung und konnte den Blick nicht mehr abwenden von der Frau, die dort, nur vier Schritte von ihm entfernt, wie eine Offenbarung saß.

Sie hatte dichtes, schwarzes Haar und ein Gesicht wie aus Marmor, von feinnervigen Künstlerhänden herausgearbeitet, ferner schwarze, unergründliche Augen, die noch tiefer und undurchdringlicher aus der Ferne wirkten weil das Licht in Charlys Bar immer so sparsame Anwendung fand.

In dem bequemen Sessel saß diese wunderschöne Frau in einem langen, geschlitzten, grünseidenen Kleid. Der Stoff paßte wie eine zweite Haut, und die Konturen ihres Körpers zeichneten sich wohltuend darunter ab.

»Ich habe ja schon viel gesehen, Charly«, flüsterte Hardy und tastete unwillkürlich nach seinem Krawattenknoten, als müsse er ihn zurechtrücken. »Wo hast du denn dieses Rasseweib aufgegabelt?«

Charlys dezentes Lächeln hätte jeder Zahnpastareklame zur Ehre gereicht. »Sie kam von selbst.«

»Auf Empfehlung einer Freundin, die hier…«

»Ich sagte: sie kam von selbst. Vorhin. Ist noch keine halbe Stunde her.«

»Was? Sie gehört gar nicht zu deinen Pferdchen?«

»Nein. Ein Gast.«

Poul Hardy zog die Augenbrauen empor. »Und deine Mädchen haben gar keinen Krach geschlagen?«

»Poul!« Charly schloß die Augen und öffnete sie wieder wie ein scheues Mädchen. »Bei Charly geht's doch nicht gewöhnlich zu. Diese Bar steht jedem offen. Hier kann kommen und gehen wer will.«

»Sag' mir was über sie!« Der Antiquitätenhändler blickte noch immer nach drüben. Wie in einen unerklärlichen Bann gezogen konnte er seine Augen nicht von ihr wenden.

»Sie kam herein, fragte, ob sie an dem Tisch da drüben Platz nehmen könne, weil sie jemand erwarte, und ich gestattete es ihr. Man weiß ja schließlich, was sich gehört. Vielleicht hat sie auch schon von dein besonderen Service in Charlys Bar gehört und wollte sich einen persönlichen Eindruck davon verschaffen, wer weiß. Ich würde sie aufnehmen, wenn sie das wollte.«

»Sie bereichert dein Repertoire.« Poul Hardy war wie aufgekratzt. Er nahm sein Glas. »Ich kümmere mich mal um sie. Vielleicht bin ich derjenige, auf den sie gewartet hat, Charly.« Er zwinkerte dem Barbesitzer zu, rutschte vom Hocker und bahnte sich einen Weg durch

die schmalen Tischreihen.

Er kam an Marlene vorbei. Die kastanienbraune Schöne mit der hellen Haut und den grünen Augen tastete nach seiner Hand. »Willst du mir keine Gesellschaft leisten, Poul?« fragte sie mit dunkler Stimme, daß einem warm werden konnte. Das Timbre ging einem durch und durch. Hardy griff kurz nach ihrer Hand. »Vielleicht nachher, Marlene. Ich habe erst etwas Geschäftliches zu erledigen. Es sind so viele gutaussehende Männer hier, tröste dich einstweilen mit denen!«

»Viele? Ich sehe gerade zwei, und die sind besetzt. Blond scheint wieder groß in Mode zu sein. Ich werde mir die Haare färben.«

»Nicht verzweifeln, Marlene! Der Abend hat erst begonnen, die Nacht wird lang. Bis nachher.« Die beiden letzten Worte sagte er einfach so dahin, denn er wußte: wenn er bei der Schwarzhaarigen landen konnte, dann stand Marlene nicht mehr zur Diskussion.

Dann war er am Tisch der Fremden.

»So allein?« fragte er.

»Manchmal ist das so im Leben.« Das übliche Geplänkel.

Und doch ganz anders. Wie sie sprach – dieser Augenaufschlag! Die Frau stand einige Klassen höher als diejenigen, die Charly zum Vergnügen seiner Gäste einsetzte. Und dabei war Charlys Bar beileibe keine billige Absteige, die seichtes Amüsement vermittelt. Die Dinge hier hatten Hand und Fuß.

»Ich habe gehört, Sie erwarten jemand? Darf ich Ihnen so lange Gesellschaft leisten?«

»Natürlich, gern. Derjenige, auf den ich gewartet habe, ist gekommen.«

»Danke, ich…« Da erst begriff er ihre Worte. Um seine Lippen zuckte es. Das ging ja leichter, als er erwartet hatte.

Er warf einen schnellen Blick zu Charly an der Theke hinüber, spreizte Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, und deutete das Zeichen für »Victory«, Sieg, an. Der Barbesitzer schüttelte nur kurz den Kopf, zeigte sich aber sonst nicht sonderlich verwundert. Zuviel Merkwürdigkeiten hatte er schon in seinem Leben erlebt, um überrascht zu sein.

»Ich heiße Poul«, stellte der Antiquitätenhändler sich vor.

»Okay. Mein Name ist Cheryl.«

»Ein schöner Name…«

»Hmmm…«

»So schön wie Sie…«

Ihre Lippen schimmerten, ihr Blick sprach Bände. Hardy war verrückt. So hatte ihn schon lange keine Frau mehr fasziniert.

»Die schöne Cheryl«, murmelte er und fühlte sich wie im siebten Himmel. Das Gefühl, unendlich glücklich zu sein, erfüllte ihn. Das war

Liebe, rekonstruierte er in Gedanken… Natürlich, so mußte das sein. Hier schwang mehr mit als das rein sexuelle Verlangen, diesen Körper zu besitzen. Er ertappte sich dabei, daß er sich in Gedanken bereits Sätze zurechtlegte, die eine Heiratsabsicht ausdrückten, ohne daß er mit der Tür ins Haus fiel. Liebe auf den ersten Blick? So etwas mußte man sich vorstellen. Charly würde quieken, wenn er ihm das erzählte.

Wie schön sie war!

Er kam nicht davon los…

Aber Name und Aussehen – beides war nicht echt.

Er saß einer wunderschönen Cheryl gegenüber.

Ein Trugbild!

In Wirklichkeit war er Phantoma, der Tochter der Finsternis in die Netze gegangen, ohne zu ahnen, welche Folgen das haben würde…

*

Sie kamen sich schnell näher. Ein paar Cocktails, eine Flasche Sekt erleichterten das.

Als zwei Stunden vergangen waren, hatte Poul Hardy das Gefühl, die Frau, die er so schick, so unwiderstehlich fand, schon seit einer Ewigkeit zu kennen. Sofort war Resonanz da, ihre Gespräche fanden auf einer Ebene statt, von der er glaubte, sie niemals bei einer Frau aus Charlys Bar zu finden.

Es war von vornherein alles ganz anders als sonst, auch wenn es im Prinzip aufs gleiche hinauslief: er zahlte die Rechnung und lud seine Bekanntschaft ein mit nach Hause. Aber aus einem anderen Grund als sonst: Cheryls Kenntnisse über alte Möbel, über Kunstgegenstände, Bilder und dergleichen waren beachtlich. Er konnte förmlich mit ihr fachsimpeln. Und nicht mal das fand er langweilig!

Er kannte sich selbst nicht mehr.

Für ihn war so etwas wie ein Wunder geschehen.

Er konnte es nicht in Worten fassen.

Cheryl, die er seit drei Stunden kannte, saß glücklich neben ihm und fuhr mit ihm nach Hause.

Sie hatte den Kopf leicht an seine Schultern gelehnt, streichelte zärtlich seinen Oberarm und summte leise ein Lied vor sich hin.

Er war leicht beschwipst und fuhr nicht sehr vorsichtig. Er hatte Glück, von keiner Streife angehalten oder in einen Unfall verwickelt zu werden. Bisher war es immer gutgegangen.

Der Parkplatz war von kleinen Bäumen umstanden, die vor einem Jahr gepflanzt worden waren.

Durch die Kingsroad mit den vielen kleinen Häusern und den eisernen Geländern, welche die schmalen Treppen außen zierten, fuhren zu diesem späten Zeitpunkt nur wenige Autos.

Die vielen kleinen bunten Läden mit ihren reizvollen Angeboten hatten geschlossen und waren jetzt beleuchtet. Die Restaurants und Pubs hatten um diese Zeit längst nicht mehr offen. Hier wurde ab zehn Uhr abends kein Alkohol mehr ausgeschenkt.

Offiziell…

Was hinter geschlossenen Fenstern und Läden in den Lokalen nach dieser Zeit geschah, sah das Auge des Gesetzes nicht. Aber wenn es zu einer Razzia kam, dann hagelte es empfindliche Geldstrafen, und oft war das auch mit dem Verlust der Lizenz gekoppelt.

Das Hochhaus lag ziemlich am Ende der berühmten Londoner Straße, in dem viele Schauspieler, Künstler und angesehene Geschäftsleute wohnten.

Poul Hardy schlug den Kragen seines Jacketts höher. Es hatte angefangen zu nieseln, und der kühle Wind trieb ihnen die Nässe ins Gesicht.

Der Antiquitätenhändler legte seinen Arm um die leichtgekleidete Cheryl, die außer einer Stola nichts weiter sonst über ihrem moosgrünen Kleid trug.

Sie liefen zum Hauseingang unter das vorspringende Betondach und lachten. Er nahm sie in seine Arme und küßte seine Begleiterin, ihre Augen, ihre Nase, die taufeuchten Regentropfen von ihrem verführerisch und frisch duftenden Mund.

Sie schlang die Arme um seinen Hals und preßte den Mann an sich. Sie lachten.

Er wußte: wir benehmen uns kindisch, aber seltsamerweise störte er sich nicht daran.

Lachend betraten sie den Korridor und warteten auf den Lift, der von ganz oben herunterkam.

Durch die Türritzen einer Parterrewohnung sahen sie plötzlich Licht fallen. Jemand pochte gegen die Tür.

»Was soll denn der Lärm?« fragte eine krächzende Stimme.

»Wer macht denn hier Lärm?« reagierte Hardy, seine Stimme verstellend.

»Na, das werden wir ja gleich feststellen!« Der Riegel hinter der Tür schnappte zurück, Schlüssel drehten sich. Mit leiser Stimme fluchte die Frau in der Wohnung vor sich hin. »Unverschämtheit!« brüllte sie.

»Sie nehmen's mit der nächtlichen Ruhe aber auch nicht so genau!« sagte der junge Geschäftsmann mit dumpfer Stimme, direkt durchs Schlüsselloch.

In der Wohnung gab's einen erschreckten Aufschrei.

In diesem Moment war der Lift da. Cherryl öffnete sofort die Tür. Lautlos wie zwei Schatten huschten sie in den Fahrkorb, und Poul Hardy drückte den Knopf.

Knackend drehte sich der Schlüssel im Schloß und eine alte Frau, mit Lockenwicklern im Haar und einem schmuddeligen Bademantel um, der ihr zu weit und zu lang war, so daß er auf dem Boden schleifte, kam aus der nach abgestandenem Fett und Whisky riechenden Wohnung.

Der Duft verfolgte die beiden bis nach oben.

»Wahrscheinlich trinkt sie zu ihren Pommes frites regelmäßig ’ne Flasche Whisky, um sie runterzuspülen«, bemerkte Poul Hardy grinsend, die Nase rümpfend.

Die Alte schüttelte ihre faltige Faust, lief auf den Lift zu und versuchte noch einen Blick durch das schmale Sichtfenster der Tür zu erhaschen, um festzustellen, wer um diese Zeit noch einen solchen Lärm veranstaltete. Dann drückte sie auf den Knopf, bis die Aufschrift ’Lift kommt’ erschien, und stemmte ihre Hände in die Hüfte.

Zwei Minuten später rauschte der Aufzug nach unten. Sie öffnete die Tür. Es war niemand drin.

Unverrichteterdinge und leise vor sich hinschimpfend, eilte sie mit unsicheren Schritten zu ihrer Wohnungstür und knallte sie ins Schloß, daß man glauben konnte, sämtliche Fenster in diesem Geschoß flogen aus dem Rahmen.

Hardy und seine Begleiterin bekamen von diesen Dingen nichts mehr mit. Er wohnte genau unter dem Dach.

Zuerst führte der Mann seine neue Freundin durch sämtliche Räume. Cheryl zeigte sich begeistert. Sie verstand viel von diesen Kostbarkeiten, reihte sie in die richtigen Epochen ein und wußte zu dem einen oder anderen Stück mehr zu sagen als der Antiquitätenhändler selbst.

Dann folgten gedämpftes Licht, leise Musik, eine Flasche Sekt und der Austausch von Zärtlichkeiten.

Sie sprachen nicht mehr viel und tanzten, engumschlungen. Alle Räume waren durch Raumteiler getrennt. Es gab keine Türen. Poul Hardy und Cheryl, die noch immer keinen Nachnamen genannt hatte, bewegten sich durch alle Räume.

Im Kaminzimmer, eingerichtet im spanischen Stil mit dunklen Möbeln, rot wie Blut die Vorhänge und der Aufsatz auf dem Kamin, begann er sie zu entkleiden.

Poul küßte die entblößten Schultern, Ihre Haut duftete so verführerisch, daß er sich wie betäubt vorkam.

Langsam streifte er das lange, seidig knisternde Kleid nach unten.

Er dachte an Liebe, an das, was dieser pfirsichzarte Körper ihm versprach, und erntete das Grauen!

Da war plötzlich keine samtweiche Haut mehr. Rauh und rissig glitten Pouls Finger über schuppigen Untergrund.

Hardy fuhr zusammen.

Seine Lippen, noch auf den ihren liegend, begannen plötzlich zu zucken.

Die zarte, feuchte Haut von Cheryls Lippen quoll plötzlich auf. Er hörte es förmlich brodeln.

Er prallte zurück, stöhnte unterdrückt, mußte erst mal die Augen schließen und öffnete sie dann langsam wieder in der Hoffnung, daß alles nur ein böser Traum war.

Aber es war kein Traum! Der Anblick blieb!

Vor Poul Hardy stand ein schuppiges, übelriechendes Monster.

*

Der Mann stand wie vom Donner gerührt.

Er war unfähig, etwas zu sagen. Hardy konnte nur stehen und starren.

So etwas Schreckliches. Abstoßendes, Übelkeitserregendes hatte er noch nie gesehen!

Das grüne Kleid war zu einer hornartigen Substanz geworden und hüllte den unteren Teil des Körpers ein.

Er war bedeckt von großen, häßlichen Schuppen, wie sie urwelthaften Echsen zu eigen gewesen sein mochten.

Am schlimmsten war der Kopf.

Hardy glaubte den Verstand zu verlieren, als er diesen unförmigen, fahlen Schädel erblickte, der aussah, als wäre er von gewaltigen, aufplatzenden Geschwüren bedeckt.

Wie dicke, sich bewegende Raupen wirkten die Augenbrauen. Furchterregend und groß waren die Augen, die in gezackten Höhlen lagen und ihn eiskalt musterten.

Die Nase war dick und schwabbelte wie ein puddingartiger Auswuchs zwischen den Augen. Sie unterschied sich kaum von den bleichen, brodelnden Geschwüren.

Die Lippen, diese fürchterlichen Lippen verzogen sich angewidert und wurden von einem häßlichen, unmenschlichen Lachen entstellt.

»Nun, mein Lieber?« fragte eine tiefe Stimme, die aus dem Boden unter seinen Füßen zu kommen schien und keine Ähnlichkeit mehr mit der Stimme hatte, mit der sie zuvor sprach. »Warum wendest du dich denn von mir?« Sie kam einen Schritt näher, und Hardy wußte selbst nicht, wie er es fertig brachte, dabei zurückzuweichen, um den Abstand wieder auszugleichen. »Wolltest du mich denn nicht lieben? Schmecken dir meine Küsse nicht mehr?«

Seine Augen waren unnatürlich weit aufgerissen, er schüttelte heftig den Kopf und merkte, wie es ihn würgte.

Diese blasenwerfenden Lippen – hatte er die wirklich geküßt?

Häßlich die hervorstehenden, spitzen Zähne, die nicht mehr gelb,

sondern fast braun waren…

Sie schoben sich wie ein Gebiß vor, und sogar das fahle Zahnfleisch wurde sichtbar, wenn der Mund bewegt wurde und sprach.

»Nein, nein«, gurgelte Hardy und erschrak vor seiner eigenen Stimme. »Zurück – geh weg!«

Ein Nachtmahr, ein Gespenst! Er hatte ein fürchterliches Wesen mit in seine Wohnung genommen.

Schrecklich und hohl hörte sich das Lachen aus ihrem Körper an. Nichts Weibliches mehr war an ihr. Nur noch Schuppen. Krallen, die Hände einer Bestie…

»Verschwinde! Laß mich in Ruhe!«

Seine Stimme klang weinerlich. Er konnte sich nicht daran erinnern, je in einem solchen Zustand gewesen zu sein.

Poul Hardys Körper glühte förmlich, er war schweißüberströmt, und seine nasse Unterwäsche klebte an der Haut.

»Dich gibt es nicht! Ich träume nur von dir! Das alles ist eine furchtbare Halluzination!« Es sprudelte nur so über seine Lippen, als müsse er sich selbst Mut zusprechen.

»Mich gibt es nicht?« Girrendes, unangenehmes Lachen. »Aber Darling! Hast du mich denn nicht angefaßt, warst du nicht entzückt von meinem herrlichen Körper? Du hast mich sogar geküßt – so, siehst du.«

Ehe Poul es verhindern konnte, passierte es. Er sah sie nicht schnell genug nach vorn kommen, so schnell stand Cheryl vor ihm.

Die aufgedunsenen, schuppigen Arme drückten ihn an sie. Ihr Mund preßte sich auf den seinen. Der Mann war vor Schreck wie erstarrt.

In seinen Ohren rauschte das Blut. Er hatte das Gefühl, als würde ihm bei lebendigem Leib die Haut vom Körper gezogen.

Alles in ihm wehrte und sträubte sich. Langsam, wie bei einer Marionette, deren Fäden nicht mehr einwandfrei funktionierten, kamen seine Arme in die Höhe. Eine Gänsehaut bedeckte seinen Körper, und er glaubte, diese Gänsehaut plötzlich auch innerlich zu fühlen. Es wurde ihm nach einer Hitzewelle eiskalt, als würde alles Blut erstarren und sein Rückenmark gefrieren.

Poul Hardy trommelte gegen die Schultern und versuchte die Arme, die ihn festhielten, loszulösen. Ungeheure Kraft steckte dahinter.

Das Monster hechelte, stinkender Atem schlug ihm entgegen und füllte seine Lungen wie ein ätzendes Lösungsmittel.

Dann fühlte er einen brennenden Schmerz. Wie glühende Nadeln bohrte sich etwas in seine Schultern, und er spürte gleich darauf das warme Blut Rücken und Brust hinablaufen.

Ihre messerscharfen Krallenfinger! Sie rissen sein Hemd auf und bohrten sich hart und unerbittlich in die muskulösen Schultern.

Dann erhielt Poul einen Stoß vor die Brust, daß er taumelte und gegen einen alten, handgeschnitzten Schrank aus dem 15. Jahrhundert flog, dessen linke Tür sich durch den Aufprall öffnete.

Hinter der Tür stand auf einem ziselierten silbernen Tablett ein Teeservice aus dem frühen China, ein hauchdünnes Porzellan, versehen mit wundervollen Handmalereien.

Das hielt die Erschütterung nicht aus.

Es schepperte. Die Mokkatassen hüpften von den kleinen Tellern, kippten um und fielen aus dem Schrank.

Hell und silbern war das Geräusch, das das zerspringende Porzellan verursachte.

Hardy war aschfahl. Kostbare, unersetzliche Werte gingen hier verloren, und doch bekam er das Geschehen nur am Rande mit.

Ekel und Grauen schnürten ihm die Kehle zu. Er wankte, drehte sich plötzlich ab und begann zu schluchzen. Er war mit seinen Nerven am Ende und fragte sich, ob er vielleicht zuviel getrunken hätte und dies der Anfang des Delirium tremens war.

»Was willst du von mir?« gurgelte er, an der Tür stehend, sich links und rechts am Pfosten abstützend und auf das abscheuliche Monster starrend, das wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt genau vor dem Kamin stand, und seine plumpen Füße auf dem weichen Fellteppich verankert hatte.

»Dein Geld, Liebster! Du bist reich genug. Du darfst mir etwas davon abgeben!« Düster und nachhallend drangen die Worte an sein Ohr.

Poul Hardy lief rückwärts zur Wohnungstür und drehte den Schlüssel. Panik erfüllte ihn. Er verstand überhaupt nichts mehr. Nichts mehr paßte zusammen!

Wie von Furien gehetzt, lief er durch den Gang und vermied es, Licht zu machen. Er rannte die Treppen nach unten. Ein Stockwerk tiefer wohnte ein junges Ehepaar, mit dem er gut befreundet war. Hoffentlich waren die zu Hause! Er mußte einen normalen, vernünftigen Menschen sprechen, der mit ihm kam und ihm sagte, daß er das gleiche sah wie er. Nur dann würde er sein inneres Gleichgewicht wieder zurückgewinnen.

Poul Hardy fiel fast nach unten und konnte sich gerade noch fangen, erreichte die Wohnungstür und begann wie von Sinnen zu klingeln und gegen die Tür zu pochen.

Minuten verstrichen. Fünf? Zehn? Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren, aber es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, ehe er Geräusche hinter der Tür hörte.

»Verdammt, was ist denn jetzt los?« schimpfte Peter Lowell.

»Mitten in der Nacht einen solchen Lärm zu veranstalten! Das geht einem ja an die Nieren!«

»Peter! Ich bin's! Poul! Mach' auf, schnell!« Er wollte es ganz laut sagen, aber seine Stimme war zu einem heiseren Krächzen herabgesunken.

Lowell sah verschlafen aus und hatte kleine Augen. Er brauchte erst noch eine Minute, eher er klar sah, wen er da vor sich hatte.

»Du hast dich in der Etage geirrt, Poul«, sagte Lowell. Er war etwa gleichaltrig mit Hardy, einen Kopf kleiner und unterhielt einen Kosmetiksalon und Friseurladen in der Southampton Row, nicht weit vom Britischen Museum entfernt.

»Komm mit mir, Peter.« Hardys Stimme klang kläglich.

Lowell war plötzlich putzmunter. Im Hintergrund sah Hardy eine zweite Gestalt auftauchen, eine schlanke, grazile, dunkelhaarige Person im blütenweißen Neglige, das mit großen roten Bommeln besetzt war. Hardy, der sonst garantiert eine Bemerkung über Peggys Auftauchen gemacht hätte, schien sie nicht zu bemerken. In seinen Augen flackerte ein unstetes Licht.

»Mit dir kommen? Wohin?« Lowell fuhr sich durch seine verwuschelten Haare. »Willst du noch mal ausgehen?« fügte er sofort hinzu, als er merkte, daß der Freund roch wie ein Whiskyfaß. »Ich glaube, du hast genug…«

»Genug, ja«, nickte Hardy tonlos. Er stand gegen die Wand gelehnt und war totenbleich.

»Ich glaube, du hast dir doch ein bißchen viel zugemutet.« Lowell schüttelte den Kopf. Er war schon oft mit Poul Hardy unterwegs gewesen, aber der Freund hatte nie übermäßig getrunken.

»Zugemutet?« echote Hardy. »Ich habe kein Glas zuviel getrunken. Wie immer. Geh' mit mir nach oben! Ich hab' Angst.«

Peggy stand nun dicht hinter ihrem Mann. »Er sieht krank aus. Er wird doch nichts haben? Begleite ihn. Peter! Mein Gott, Poul, was ist denn passiert?«

»Ich habe Besuch. Mich kriegt kein Mensch allein mehr in die Wohnung!«

Lowell faßte das Ganze als Scherz auf. »Du bist Junggeselle, Mann. Wenn du verheiratet wärst und deine Schwiegermutter zu Besuch hättest, könnte ich das noch verstehen.«

»Schwiegermütter können mitunter reizend sein, habe ich mir sagen lassen. Wenn ich sie zu Besuch hatte – ging's ja noch. Bei mir aber hat sich des Teufels Großmutter persönlich eingenistet!«

*

Lowell wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte, aber Hardy

sah in der Tat zu Tode erschrocken aus. Der Friseur begleitete ihn nach oben.

Die Tür zu Hardys Wohnung stand weit offen.

Der Antiquitätenhändler blieb auf der Schwelle stehen, als könne er plötzlich nicht weiter.

»Ich trau' mich nicht, Peter«, flüsterte er. Der fiebrige Glanz in den Augen des Freundes verstärkte sich. »Ich kann ihren Anblick nicht mehr ertragen…« Seine Stimme hatte kaum Klangfarbe.

Lowell schluckte und ging in die Wohnung. Irgend etwas mußte geschehen sein, das Hardy deprimiert hatte.

Ein furchtbarer Verdacht kam Peter Lowell. Hatte der Freund in einem Moment geistiger Umnachtung vielleicht ein Verbrechen begangen, das er jetzt… Er mußte sich bemühen, diesen Gedanken tief in sein Unterbewußtsein zu drängen.

Unsinn! Hardy liebte das Leben und die Frauen… Er war bekannt dafür, daß er seine Liebschaften wechselte wie das Hemd. Aber daß er zum Mörder geworden sein könnte und nun nicht mehr den Anblick ertrug, das paßte einfach nicht zu ihm.

»Geh' du zuerst hinein! Sag' mir, ob sie noch da ist! Reiß dich zusammen – sie sieht fürchterlich aus…« rief Hardy hinter ihm her, und er vernahm die Stimme wie aus weiter Ferne.

Lowell ging die Wohnung durch. Doch da war niemand, und er kehrte zurück. Aus großen, dunkelumränderten Augen, die besonders tief lagen, starrte Hardy mit bleichem, erwartungsvollem Gesicht den Freund an.

»Nun?«

»Da ist niemand, Poul.«

»Das ist niemand?« Hardy wischte sich über die Augen. »Du irrst, Peter!«

»Du hast ein paar zuviel getrunken, ich hab's gleich gewußt.«

»Dummes Gerede! Ich bin vollkommen nüchtern.« Er stieß Lowell einfach zur Seite und lief in die Wohnung. Lowell folgte ihm nach. Zuerst ging er ins Kaminzimmer.

Ein angenehmer, betörender Duft hing in der Luft. Lowell sagte: »Du hast eine Enttäuschung erlebt, nicht wahr? Und die kannst du nicht verkraften. Dich hat eine sitzen lassen.«

»So kann man es auch ausdrücken, ja.« Der Antiquitätenhändler lehnte gegen die Kaminwand. »O, mein Gott«, stöhnte er und barg das Gesicht in beiden Händen. »Was ist nur los mit mir?«

»Was ist passiert, Poul. Ich weiß noch immer nicht…«

»Du wirst mir nicht glauben.« Er drehte sich wieder um. Das Fenster stand weit offen. Die kühle Nachtluft tat ihm gut.

Stockend berichtete der Mann von seinem Erlebnis.

»Das gibt's nicht«, entfuhr es Lowell. »Du hast geträumt.«

»Geträumt?« Hardy deutete auf den Tisch. Dort stand eine Flasche Champagner im Sektkübel, zwei Gläser waren halb leer getrunken. »Denkst du, ich stoße mit mir selbst an?«

»Nein, das kann ich mir eigentlich nicht denken.«

»Na, siehst du.«

Hardy atmete schwer.

»Es war ein Mädchen hier«, bemerkte Lowell. »Sie muß ein wunderbares Parfüm an sich gehabt haben.«

»Hatte sie auch!« Der Antiquitätenhändler lief nervös durch die ganze Wohnung, suchte jeden Winkel ab und öffnete seine großen, wuchtigen Schränke. »Ihr Duft ist überall. Das ist das einzige, was von ihr zurückgeblieben ist.«

»Geh' ins Bett und schlaf dich aus! Morgen früh sieht die Welt wieder anders aus, und du wirst das Ganze für einen Traum halten. Vielleicht war's auch einer.«

»Ich habe sie gesehen, gehört und gefühlt. Sie war wunderbar. Dann wurde sie zur Bestie. Hier – glaubst du, das hätte ich mir selbst beigebracht?« Er deutete auf seine Schultern. Tiefe Wunden waren dort eingegraben, und langsam sickerte das Blut heraus.

»Ich hab's vorhin schon gesehen, aber ich wollte nicht darüber sprechen«, sagte Lowell kleinlaut. »Dachte, du wärst vielleicht in eine Schlägerei geraten.«

»Ich schlage mich nie.«

»Aber es fragt sich, ob das auch andere wissen.«

Poul Hardy stand vor dem riesigen, gepolsterten Sessel, griff mechanisch nach seinem Jackett, das er dort abgelegt hatte, und wurde plötzlich stutzig. Schlagartig schien das Leben in seinen Körper zurückzukehren. Blitzschnell verschwand seine Hand in der Innentasche.

»Meine Brieftasche! Sie ist weg!« Bleicher konnte er nicht werden. Sein Herz raste. Zehntausend Pfund in großen Noten steckten darin – und ein Scheckheft. Er war heute nicht mehr dazu gekommen, zur Bank zu gehen.

Wie eine Maschine, die man überdreht hatte und nicht mehr stoppen konnte, fuhrwerkte er plötzlich in seiner Wohnung herum. Er riß Schubladen auf und Schranktüren, gab kleine Schreie von sich, als würde man ihn ständig zwicken, und benahm sich wie einer, der den Verstand verloren hatte.

Er riß förmlich ein Bild von der Wand, einen alten holländischen Meister. Bei der wunderschönen Abendstimmung am Meer mit alten Schiffen vermeinte man den lauen Wind in den Segeln spielen zu hören. Sanft schwappten die Wellen an Land…

Von Abhängen konnte bei diesem Tempo und in der Verfassung, in der Poul Hardy sich befand, keine Rede sein.

Der Nagel wurde aus dem Verputz gerissen, flog durch die Luft und landete in einem Sektglas.

»Der Tresor!« stöhnte Hardy.

Er konnte es nicht fassen. Sein Besuch hatte die Kombination doch gar nicht gekannt? Oder hatte er sie in seiner überschwenglichen Freude und dem Bedürfnis, alles mit ihr besprechen zu müssen, genannt? Er konnte sich jedenfalls nicht daran erinnern.

»Das ganze Geld ist weg!« Auch Goldmünzen und Barren fehlten.

»Sie muß mich verhext haben…«

»Oder hypnotisiert«, sagte Peter Lowell. »Jetzt wird mir auch einiges klar.«

»Mir auch.« Es schien, als gewänne er plötzlich seine Fassung wieder zurück. Jetzt, da er eine vernünftige Erklärung für alles gefunden zu haben glaubte, war er wieder ganz der Alte. »Schon gut. Peter! Ich will dich nicht länger vom Bett fernhalten. Die arme Peggy! Ich hoffe, ich hab' euch nicht gestört.«

»Nein! Wir waren wirklich schon am Schlafen. Wenn ich noch irgend etwas für dich tun kann…«

»Nein, danke! Das erledige ich selbst. Ich rufe die Polizei an. Man hat mich auf ganz raffinierte Weise hintergangen und bestohlen. Verdammter Mist! Und ausgerechnet mir muß das passieren.«

Lowell ging. Die Tür klappte ins Schloß.

Hardy nagte an seiner Unterlippe. Wie war Cheryl – oder der Teufel mochte wissen, wie sie sonst hieß – aus der Wohnung gekommen? Die Treppe hatte sie nicht benutzen können. Der Lift war nicht wieder nach oben gerauscht. Sie konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben?

Einiges wurde ihm nicht ganz klar, obwohl er glaubte, seine fünf Sinne wieder beisammen zu haben.

Eine bestimmte Szene stieg vor seinem geistigen Auge auf. Charlys Bar, die Fremde am Tisch… Er kam auf sie zu und sprach sie an. Er hörte noch jetzt ihre Stimme: ›Derjenige, auf den ich gewartet habe, ist gekommen!‹

Er war in eine geschickt aufgestellte Falle gelaufen.

»Die Polizei, es nützt alles nichts«, sagte er im Selbstgespräch.

»Die kann nicht viel helfen. Liebster«, sagte plötzlich eine charmante Stimme vom Fenster her.

Hardys Kopf flog ruckartig herum. Dort auf der Fensterbank saß Cheryl! In ihrer alten, verführerischen Schönheit – und vergessen war das, was er gedacht hatte.

»Cheryl! Du hast dir einen Scherz erlaubt, nicht wahr?« Frisch und ungezwungen klang seine Stimme.

»Nein, ich brauche das Geld wirklich. Leb' wohl. Poul Hardy! Vielleicht kreuzen sich unsere Wege noch mal. Wer kann das schon

wissen? Aber eines solltest du nicht tun: die Polizei rufen. Ich meine es gut mit dir. Es geht dabei nicht um mich, denn mich werden sie nie finden. Ich sehe heute so aus und morgen so – und deine Beschreibung würde niemand etwas nützen. Sie werden dir nicht mal glauben, was du ihnen erzählst, sie werden denken, daß du den Verstand verloren hast und dringend ausspannen müßtest. Du hast in der letzten Zeit zuviel gearbeitet und zuviel Geld verdient. Du wirst es verschmerzen können. Leb' wohl!«

Hardy spurtete los.

Es war weniger der Gedanke, daß Cheryl vielleicht noch mal in die Wohnung kam und ihn erneut in schreckliche Hypnose versetzte, als vielmehr die Überlegung: ich stürze sie in die Tiefe. Doch das tat sie schon von selbst…

Cheryl rutschte einfach von der Fensterbank herunter. Hardy flog förmlich dem Fenster entgegen und starrte in die Tiefe…

Aber da raste kein menschlicher Körper dem Asphalt entgegen!

Sanft und lautlos entfernte sich eine riesige Fledermaus von der Hauswand, beschrieb noch mal einen kleinen Kreis und stieg dann steil in den nächtlichen, wolkenverhangenen Himmel über London.

Phantoma, die Tochter der Finsternis, auf der Zauberwelt Mandragoras geboren, machte ihrem Namen alle Ehre.

Sie verschwand in der Finsternis, bereit ihren Plan zu Ende zu führen. Das alles war erst nur eine Episode gewesen.

*

Poul Hardy rief in der Tat nicht die Polizei an. Ein Telefongespräch führte er. Mit Charly. Wußte er vielleicht doch mehr und konnte er möglicherweise etwas über die geheimnisvolle Fremde in Erfahrung bringen? Charly wußte nur das, was er Hardy bereits mitteilte, aber er wollte versuchen, mehr zu erfahren.

Das war gut gemeint, sollte aber zu nichts führen.

Die ganze Nacht lag der Antiquitätenhändler wach. Er schloß kein Auge, seine Gedanken drehten sich im Kreis, und wenn er wirklich mal in einen unruhigen Schlaf fiel, dann zuckte er unerwartet zusammen, und die alte Angst kam wieder, daß er mit Mächten konfrontiert worden war, die sich nicht so einfach erklären ließen.

Er war mit seinen Nerven ziemlich am Ende, als er am nächsten Morgen wie gerädert aus dem Bett kroch. Alle Glieder schmerzten ihm, und als er einen Blick in den Spiegel warf, fand er sich zum Heulen.

Er rief später in seinem Geschäft an und forderte May auf, den Laden heute mal allein zu schmeißen. Möglich, daß er noch mal vorbeischaute.

Hardy hatte einen Entschluß gefaßt. Er brauchte Urlaub. Abstand von den Dingen, die sich hier ereignet hatten. Cheryl oder wie immer sie heißen mochte, hatte recht gehabt. Es hatte keinen Sinn, die Polizei einzuschalten. Man würde ihn für verrückt erklären.

Doch vor dem Verrücktwerden hatte er eine panische Angst: er hatte schon gehört, daß durch Überarbeitung eines Tages die Nerven nicht mehr mitmachten und das eine Vorstufe zum echten Wahnsinn sein konnte.

Urlaub! Weit weg…

Er rief verschiedene Reisebüros an und ließ sich exklusive Angebote unterbreiten.

Eine kombinierte Flug- und Schiffsreise, die insgesamt über drei Wochen ging, weckte sein besonderes Interesse.

Von London aus direkt nach New York, über Los Angeles weiter nach Honolulu. Nach den Besichtigungsfahrten mehr als zweieinhalb Wochen Ruhe und Ausspannen auf einem der modernsten Kreuzschiffe. Eine Fahrt auf der »Aloha«, Zwischenstation auf den Galapagos und Oster-Inseln, und dann Ankunft in Valparaiso und einen Tag später Abflug nach Europa.

Plätze waren noch frei. Poul Hardy buchte.

Schon dieses Gespräch und der Gedanke an die herrliche Reise, für die er sich so schnell entschlossen hatte, erfüllten ihn mit einer ganz anderen Stimmung, einem ganz anderen Gefühl.

Er lehnte sich zurück. Sicher würde er das vergessen, was in der letzten Nacht gewesen war, und er würde sich bestimmt amüsieren und erholen.

Ganz losgeworden war er das Grauen nicht das ihn gepackt hatte, und immer wieder mußte er gerade an das schreckliche Monster denken, das sich aus diesem herrlich gestalteten Leib entwickelt hatte. Wie war so etwas möglich – wenn nicht durch übersinnliche Kräfte?

Er hatte noch nie etwas von Phantoma gehört.

Das war seine erste Begegnung, aber es sollte nicht bei dieser bleiben.

Das Schicksal mischte manchmal seltsam die Karten.

Der Entschluß, die Kreuzfahrt auf der »Aloha« zu machen, war genau verkehrt gewesen!

Aber das ahnte niemand im voraus.

Einer von vielen Reisenden auf dem Schiff würde nämlich – Björn Hellmark sein, der Erzfeind der Dämonen.

Es gab viele finstere Wesen und Geister. Manche standen unter dem direkten Befehl Molochos', des Schwarzen Priesters, der sich zum Dämonenfürsten aufgeschwungen hatte.

Aber auch Phantoma gehörte dieser Welt an. Allerdings auf andere Weise. Sie hatte eine eigene Rechnung mit Hellmark zu begleichen.

Die Tatsache, daß Björn Hellmark alias Macabros, der Mann, der an zwei Orten gleichzeitig sein konnte, gemeinsam mit Carminia Brado, Rani Mahay und Pepe, dem kleinen Mexikaner, vor allem Carminias und Pepes zuliebe, sich für eine Teilnahme an der Kreuzfahrt entschlossen hatte, sollte von allergrößter Bedeutung in Hardys Leben werden.

*

Eine Woche vor dem Auslaufen der »Aloha« aus Honolulu dachte niemand an etwas Böses, obwohl gerade über Björn Hellmarks Haupt stete ein unsichtbares Damoklesschwert schwebte. Nie war vorauszusehen, wann er erneut mit den Mächten der Finsternis konfrontiert wurde.

Hier auf Marlos jedoch, der unsichtbaren Insel, auf die er nach seinem aufregenden und unheimlichen Abenteuer im Totenmaar von Arson, dem Mann mit der Silberhaut, zurückgebracht worden war, bestand keine Gefahr für Leib und Leben. Diese Insel war für die Mächte der Finsternis tabu. Hier konnten sie nicht eindringen.

Hierher kehrte Björn gerne zurück, wenn er nach kräftezehrenden Kämpfen mit Geistern und Dämonen, mit Wesen aus den Jenseitsreichen, Erholung und Ruhe und vor allem Sicherheit brauchte.

Hellmark spielte mit Pepe. Er brachte ihm auf den steil nach Marlos flutenden Wellen das Reiten auf einem Surfing-Brett bei.

Mahay war weit hinausgeschwommen, und seine bronzefarbene Glatze glänzte unter der Sonne.

Carminia Brado lag auf einem schmalen bunten Handtuch im weißen Sand am Strand. Ihr schlanker, wohlproportionierter Körper glänzte von dem Sonnenöl, mit dem sie sich eingerieben hatte.

Nur eine Steinwurfweite entfernt erhoben sich die schlanken Stämme der Palmen. Unter dem Blätterdach der Bäume herrschte angenehmer Schatten. Eine gewaltige Raubkatze, Mahays Lieblingstiger Chitra, lag dort faul im Sand – alle viere von sich gestreckt – und blinzelte in die Sonne.

Angenehm war der Wind, den das Meer und die Wellen herantrugen. Das gleichmäßige Rauschen und Plätschern des Wassers, Pepes helle frohe Stimme, das Zwitschern der Vögel im Hintergrund aus den Büschen und Bäumen waren die einzigen Geräusche auf dieser menschenfernen Insel im Pazifischen Ozean.

Wer mal hiergewesen war, hatte das Gefühl, einen Hauch vom Paradies empfunden zu haben. Eine kleine, heile Welt war hier aus den Fluten des Pazifik emporgestiegen – und nur Björn Hellmark und seine Vertrauten wußten davon. Am Morgen der Erdgeschichte mußte

es ähnlich auf der ganzen Welt gewesen sein. Diese Ruhe, dieser Frieden, diese Natur…

Wenn man hier war, kam nicht das Gefühl auf, daß die Welt noch aus vielen anderen großen Inseln und Kontinenten bestand. Hier hatte man das Gefühl, allein zu sein, hier spürte man noch etwas von dem verlorenen Paradies, dem die Menschen nachtrauerten und das sie auf dieser Welt suchten.

Vielleicht, würde es mal wiederkommen…

Björn Hellmark zumindest hoffte das wie kein zweiter.

Durch das Wirken fremder und geheimnisvoller finsterer Mächte war die Welt in einen Zwiespalt geraten, der Haß und Feindschaft und Mißtrauen auch unter den Menschen gesät hatte. Dämonen und Geister, oft in Menschengestalt, schufen in der Vergangenheit Verwirrung, und die Saat, die seinerzeit gelegt wurde, begann nun aufzugehen. Verwirrung herrschte in der Welt, es war kaum noch zu erkennen, was Menschen- und das Dämonenwerk war und wohin dieser Planet trieb.

Hellmark wußte um eines, was in der Vergangenheit geschehen war, mehr als vierzehntausend Jahre lag es zurück. Schon damals hatte die Welt einen Sturmangriff der bösen Mächte erlebt. Atlantis, Mu und die Insel Xantilon von der seine fernsten Vorfahren hergekommen waren, gingen in diesem Sturm entfesselter Mächte unter.

Eine kleine Gruppe beherzter Weiser, so schien es, hatte den endgültigen Sieg der Reiche der Finsternis verhindert. Der Untergang hochblühender Kulturen hatte nicht mehr verhindert werden können, aber dem Expansionstrieb der Dämonen war ein gewaltiger Riegel vorgeschoben worden, und es waren seitdem Jahrtausende vergangen, ehe sich jene finsteren, gefürchteten Kräfte abermals formierten und in einem Handstreich auch diese Welt unter ihre Kontrolle bringen wollten. In vielen zurückliegenden Abenteuern hatte Hellmark inzwischen Einblicke in jenseitige Welten und parallele Universen gewonnen, und mit seiner Dämonenmaske und im Besitz des magischen Schwertes, das auf Xantilon geschmiedet worden war, hatte er manchen Sieg davongetragen. Er hatte Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt und dabei erkannt, welche gewaltige Macht da weiter im Wachsen begriffen war und wie ahnungslos die Menschen dieser Zeit waren.

Eine hochtechnisierte Fortschrittsgesellschaft, die unter Leistungsdruck und Konsumzwang stand, die es geschafft hatte, die Atomenergie zu bändigen und den Mond zu erreichen, konnte sich nicht freimachen von dem Gedanken, daß der Mensch das Maß aller Dinge war und es nichts darüber gab, daß das Dasein mit der Geburt begann und mit dem Tod endete.

Generationen lang wurde der Gedanke vertreten und forciert, daß nur das Materielle Sinn hatte, daß es keine geistige Welt, keine geistige Existenz gab. Mit der Erforschung parapsychischer Phänomene zeichnete sich nun jedoch ein neuer Trend ab. Nicht mehr nur einzelne, die stets als Sonderlinge oder gar Spinner bezeichnet worden waren, sondern ganze Bevölkerungsteile interessierten sich mit einem Mal für übersinnliche und übernatürliche Vorgänge, der Glaube daran, daß es doch mehr gab als Dinge, die man sehen, hören, anfassen und wiegen konnte, wuchs.

Darin bestand eine Hoffnung – aber zugleich auch eine Gefahr. Die Gefahr nämlich dann, wenn Molochos, der Dämonenfürst und seine finsteren Schergen, sich diesen Glauben zunutze machten, wenn unschuldige Menschen in seinen Bann gerieten, und wenn sie der Meinung waren, daß nur alle bösen Kräfte beschworen werden konnten. Die Kunst weißmagischer Fähigkeiten, die ebenfalls in vielen Menschen schlummerte, die mit ihrem Wissen vielen helfen konnten, die Seher waren und ihre Gaben nutzten, schien absichtlich durch andere abgeblockt oder in Verruf gebracht zu werden, so daß solche Könner oft isoliert waren und mehr unter Anfechtungen, Mißtrauen und Vorurteilen zu leiden hatten als andere.

Das alles waren Gesetze, die für die Welt galten, in der sie groß geworden waren, in der sie lebten. Hier auf Marlos aber brauchten sie nichts zu fürchten.

Diese wunderschöne Insel sollte zum Mittelpunkt eines Reiches werden, das für Hellmark reserviert war und in das die Dämonen nicht mehr einfallen konnten. Marlos war klein und würde nur einigen tausend Menschen Unterschlupf und ein Zuhause bieten. Björn glaubte Anzeichen dafür zu erkennen, daß eine Zeit anbrach, in der viele alte Kontinente und riesige Metropolen der Neuzeit. Städte wie New York, Los Angeles und Tokio, untergehen würden – und daß andere Kontinente, deren Namen in Sagen und Legenden einen besonderen Klang hatten, und von denen man glaubte, daß es sie doch nie gegeben hatte, wieder auftauchten.

In den Prophezeiungen Edgar Cayces, die Björn mit besonderem Interesse gelesen hatte, wurden viele Dinge angedeutet, die er, Hellmark, durch entsprechende Hinweise seines geheimnisvollen unsichtbaren Freundes ebenfalls erfahren hatte.

Atlantis und Mu würden wiederkommen, ebenso eine Insel, die nicht weit von den Bahamas entfernt, einst versunken war, auf der es eine heilkräftige Quelle gegeben haben soll, die Gesundheit und Jugend schenkte.

Träume und Wunschvorstellungen der Menschen waren oft weniger fiktiv, als man allgemein glaubte und dachte, Sie gingen in den meisten Fällen auf eine ferne Wirklichkeit zurück, und die meisten

Träume, oft mit schwer entschlüsselbarem Inhalt, andere wieder leichtverständlich, gingen auf vergangene Geschehnisse zurück. Bis Björn sich zu dieser Erkenntnis durchringen konnte, war geraume Zeit vergangen. Sehr viele Menschen waren schon mal auf der Welt gewesen und hatten als andere existiert. Es gab oft viele Formen der Reinkarnation.

Erst kürzlich war Björn klargeworden, daß auch er mindestens einmal, wenn nicht sogar öfter als ein anderer gelebt hatte. Seine Existenz als Kaphoon, der Namenlose, der wiederkommen würde, war vor mehr als zehntausend Jahren im Buch der Gesetze prophezeit worden. Erinnerungen an damals ereigneten sich in Träumen oder auch im Wachzustand.

Nur daran mußte er in dem Augenblick denken, als er mit Pepe herumtollte, als er neben dem flinken, braungebrannten Jungen auf einem zweiten Brett über einen Wellenberg dahinjagte, mit den Armen das Gleichgewicht haltend.

»Wunderbar, Pepe!« freute er sich und strahlte wie ein großer Junge. »Du machst das schon richtig. Körperbeherrschung ist das A und O des Ganzen. So kannst du niemals abrutschen…«

Vielleicht hätte er es nicht sagen sollen.

Genau in diesem Augenblick machte Pepe eine etwas ungeschickte Bewegung. Das Brett kippte. Wie ein Ball flog der Junge durch die Luft und wedelte mit den Armen herum, als wolle er sich in die Luft erheben.

Er tauchte unter. Die schaumige Welle rauschte über ihn hinweg. Das Wellenbrett wurde an Land geschwemmt.

Pepe tauchte wieder auf, schnaufte wie ein Walroß, prustete und spuckte Wasser.

»Es hätte – wunderbar werden können, Björn!« krächzte er, dann mußte er husten. Wasser war ihm in die Luftröhre geraten. »Das alles ist – aber noch – viel zu kurz.«

»Übung macht den Meister. Du stehst schon ganz gut. Mach weiter so. Eines Tages machst du das im Schlaf. Dann ist das so, als ob du einen Krawattenknoten binden würdest.«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Kapier' ich nicht. Wie kommst du jetzt auf einen Krawattenknoten? Was hat das mit einem Surfing-Brett zu tun?«

»Nichts – und alles. Alles insofern, daß man jede Sache üben muß, um sie zu beherrschen, nichts in dem Sinn, daß man in ein Surfing-Brett keinen Knoten machen kann. Das bringst nicht mal du fertig.«

Er spielte damit auf die parapsychischen Fähigkeiten des kleinen Mexikaners an, den er in den Urwäldern von Yukatan aufgegabelt hatte.

Dort hielt Pepe sich versteckt und wurde zu einem Waldmensch als

Tarzan, weil er durch seine besonderen Fähigkeiten im Dorf aufgefallen war und niemand etwas mit ihm zu tun haben wollte. Man glaubte, er sei von bösen Geistern besessen, und machte ihm das Leben zur Hölle.

Pepe konnte Löffel und Gabeln verbiegen und elektrische Geräte aktivieren, ohne daß er einen Finger krümmte. Seine überschüssigen Kräfte waren jedoch derart massiv, daß er sie oft nicht steuern konnte und sie zum Ausbruch kamen, ohne daß er das wollte. Dann gab es Kurzschlüsse. Motoren oder Aufzüge und Rolltreppen in Kaufhäusern blieben stehen, manchmal platzten sogar Glühbirnen.

Björn, der in dieser Sekunde neben seinem kleinen Stiefsohn auftauchte, den er adoptiert hatte, erblickte im Gesicht die Anstrengung und die Konzentration.

Offenbar wollte Pepe das weit hinweggeschleuderte Wellenbrett durch Gedankenkraft zurückholen. Und das gelang ihm.

Das Surfing-Brett kippte um, und die Spitze wies direkt auf Pepe. Rund dreißig Meter entfernt rutschte es durch das seichte Wasser und hinterließ im feinkörnigen Sand eine Schleifspur, als würde einer mit der Tarnkappe es an unsichtbaren Fäden verhältnismäßig schnell hinter sich herziehen.

»Pfiffi kommt auf Befehl«, grinste Hellmark. »Den Trick mußt du mir mal beibringen.«

»Nur unter einer Bedingung«, sagte Pepe, sich nach dem Brett bückend und es unter den Arm klemmend.

»Und die wäre?«

»Wenn du mir verrätst, wie man sich an zwei Orten gleichzeitig aufhalten kann.«

Hellmark lächelte still. »Und warum willst du das auch können?« Er wußte, daß der Wille es zu können allein nicht ausreichte. Jeder von ihnen war Spezialist, und was der eine vermochte, konnte der andere nicht nachmachen.

»Das erleichtert das Leben doch enorm. Wenn ich da vorn mal wieder abrutsche, dann brauche ich mir nur selbst zuzurufen, daß mein Doppelkörper das Brett wieder weiter nach draußen bringt, damit ich es noch mal versuchen kann.«

»Du kannst Pfiffi auch über die Wellen, entgegen der Flutrichtung, zu dir rufen. Das erfüllt den gleichen Zweck.«

»Und doch ist es nicht dasselbe. Wellenreiten macht Spaß. Ich könnte dann gleichzeitig hier und am Strand von Waikiki oder Australien meinem Hobby frönen. Alles zweifach erleben, das ist doch eine tolle Sache!«

Hellmark lachte und klopfte Pepe auf die Schulter. »Na, dann fröne erst mal einfach. Das ist auch schon etwas wert, und es kann trotzdem die doppelte Freude sein.«

Pepe zuckte die Achseln und sagte nichts mehr, sondern marschierte los und kämpfte gegen die Wellen.

Der Deutsche blickte dem Jungen nach. »Frönen«, murmelte er. Pepe schnappte hin und wieder ein neues Wort auf, das er dann bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten anwandte, bis er ihm selbst zum Hals raushing und er ein neues Schlagwort benutzte.

Björn näherte sich lautlos der still liegenden Carminia, die eine riesige Sonnenbrille trug. Das zarte, schöne Gesicht der Südamerikanerin war völlig entspannt. Sie hatte Arme und Beine ausgesteckt und atmete flach und ruhig, so daß ihre Brüste sich kaum hoben und senkten.

Vorsichtig ging Björn neben ihr in die Hocke, blickte die Geliebte lange und intensiv an und dachte daran, daß man im Leben noch oft das bekommt, was man wirklich ersehnt und haben will. Er wußte, daß er dieser Frau schon mal begegnet war, in heißer Leidenschaft zu ihr entbrannte und sie besitzen wollte – daß das Schicksal und die dämonischen Widersacher das aber verhindert hatten.

Auch Carminia hatte schon mal gelebt als Bailea, als eine Königin in einem fernen Reich der Vergangenheit. Er wußte davon, und ein wehmütiges Lächeln umspielte seinen männlichen Mund. Sie wußte nichts, ahnte nicht mal etwas. Und das war gut so. Von ihm jedenfalls sollte sie es zunächst nicht erfahren.

»Du scheinst heute sehr müde zu sein«, sagte sie plötzlich, und Björn zuckte zusammen.

»Du schläfst nicht?« fragte er überrascht.

»Muß man immer schlafen, wenn man die Augen geschlossen hält. Fast geschlossen hält«, verbesserte sie sich. »Du sitzt da und musterst mich, als hättest du mich noch nie gesehen.«

»Ich entdecke immer neue Reize an dir.«

Er hauchte einen Kuß auf ihre Nasenspitze.

»Es ist herrlich hier. Björn.«

»Wem sagst du das! Aber ich bin sicher, daß keiner von uns es fertigbrächte, hier Wochen und Monate zu verbringen und zu wissen, daß das kein Urlaub ist, daß wir hier zwar abgekapselt von allen Einflüssen und Gefahren sind – daß die Maschinerie Welt draußen aber unverändert weiterläuft und die Zeiger auf den Uhren nicht stehenbleiben, sondern mit jeder neuen Minute, die vergeht, die Gefahren vergrößern, die die Menschen bedrohen und die sie nicht sehen. Aber so wie hier kann es überall auf der Erde werden. Die Chance besteht: Eine neue paradiesische Welt, der Wunschtraum der Menschheit, bisher verspielt durch die Mächte, die menschenfeindlich eingestellt sind.«

Er legte sich neben sie, und seine Hände begannen zärtlich ihren Körper zu streicheln. Björn dachte daran, wie wenig Zeit sie eigentlich

füreinander hatten.

Es war beinahe so wie damals, als Bailea starb und er gehen mußte, dazu auserkoren, einer friedliebenden Rasse in einem parallelen Universum zu Hilfe zu eilen und den Schwur zu halten.

Er dachte auch daran, daß dies der letzte Tag auf Marlos war. Mehr als zwei oder drei Tage gönnte er sich nie nach einem besonders kräftezehrenden Kampf mit den bösen Gegnern. Er durfte nicht fliehen, mußte sich ihnen immer wieder stellen, konnte aber auf der anderen Seite auch nicht den Verpflichtungen entgehen, die er anderweitig übernommen hatte.

Schon lange hatte er Pepe versprochen, mit ihm und Carminia und Rani eine Reise auf einem großen und wunderschönen Schiff zu machen. Mit der sechssitzigen Privatmaschine waren sie alle hierher nach Marlos gekommen, auf der es seit geraumer Zeit eine gut ausgebaute Landebahn gab. Maschinen und Arbeitskräfte waren auf die unsichtbare Insel gebracht worden. Diese Menschen wußten nicht genau, wo sie arbeiteten. Sie arbeiteten für eine fingierte Firma und fanden Unterkunft in den einfachen aber praktischen Hütten aus Holz und Stroh, die hier für dieses Klima hundertprozentig geeignet waren. Sie wurden gut bezahlt und wieder nach Hause zurückgebracht, ohne angeben zu können, wo sie sich eigentlich aufgehalten hatten. Sie konnten nur berichten von dem herrlichen Wetter, dem ewig blauen Himmel, dem wunderbaren Meer und der Einsamkeit einer Insel.

In Europa war es jetzt Spätherbst. Kalt und frisch war der Wind, die Blätter fielen von den Bäumen, abends und morgens waberten schon die Nebel, und es wurde oft schon nicht mehr richtig Tag, da die Sonne die graue Wolkendecke nicht mehr zu durchdringen vermochte.

Genau die richtige Zeit für eine Kreuzfahrt durch den Pazifik.

Pepe hatte diese Reise ausgesucht. Sie sollte knapp zwei Wochen dauern.

Björn hoffte, daß alles gutging. Aus Erfahrung wußte er, daß er in der Welt der dritten Dimension ständig beobachtet wurde, daß seine Gegner auf der Lauer lagen und er in der Welt, der er angehörte und die er liebte, zu einer Zielscheibe geworden war.

Ausnahmsweise war er diesmal mit seiner Privatmaschine nach Marlos gekommen, um von hier aus Honolulu anfliegen zu können. Normalerweise genügte es, wenn er im Keller seines Genfer Bungalows einen Schritt durch einen geheimnisvollen magischen Spiegel machte, der ihn im gleichen Augenblick um Tausend und Abertausende Meilen genau auf die unsichtbare Insel versetzte und jeden anderen auch, der die Schwelle von der dritten zur vierten Dimension passierte.

Aber Flug wie Kreuzfahrt hatte er Pepe zuliebe unternommen.

Sein Gefühl sagte ihm, daß die Kreuzfahrt nicht ganz so verlaufen

würde, wie sich alle dachten. Er sprach nicht darüber, obwohl sein Gefühl ihn noch nie im Stich gelassen hatte.

Es war eine düstere, ungute Ahnung, die ihn erfüllte, die er sich aber nicht anmerken ließ, um den anderen die Freude nicht zu verderben.

Er würde wieder mal die Augen aufhalten müssen. Aber das war schon wiederum nichts Besonderes mehr. Ständig mußte er auf der Hut sein, war mal Gejagter, mal Jäger. Solange nichts entschieden war, bestand sein Leben aus Aufregungen und Abenteuern, wie sie ein Mensch vor ihm in dieser Form sicher noch nicht erlebt hatte.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte er noch nicht, was sich in dem neuen Apartmenthaus in der Kingsroad in London abgespielt hatte und was Tausende von Meilen entfernt im einer zweihundert Meter tief unter den kargen Bergen Jugoslawiens liegenden Tropfsteinhöhle geschah. Das war die zweite Episode, die von allergrößter Bedeutung werden sollte und mit dem Geschehen auf der »Aloha«, auf der sie morgen sein würden, konform ging…

*

Dort, wo sie sich jetzt aufhielten, war es ewig Nacht. Kein Sonnenstrahl hatte die Höhlen je erreicht.

Sie waren zu dritt.

Ein Österreicher und zwei Deutsche.

Vor einer Woche waren sie in den Bauch des Gebirges eingedrungen, hatten den Stollen gefunden, der tiefer führte, als sie es sich gedacht hatten, und seitdem bewegten sie sich in feuchter Düsternis, die nur von den Taschenlampen und den kleinen Helmscheinwerfern mäßig aufgehellt wurde.

Die Uhren standen auf neun. Neun Uhr abends, osteuropäische Zeit.

Walter Sindom, siebenundzwanzig Jahre, gebürtig in Köln am Rhein und dort aufgewachsen, war ein begeisterter Höhlenforscher und Initiator der Expedition.

Während seines Urlaubs in Zagreb hatte Sindom den Deutschen Horst Krentzer und den Österreicher Johann Strauß kennengelernt. Strauß – von ihnen nur scherzhaft der Walzerkönig genannt – trug seinen berühmten Namen mit Fassung, obwohl er gar nichts dafür konnte.

Mit der berühmten Musikerfamilie hatte er so wenig gemeinsam wie Lieschen Müller mit Elisabeth Taylor.

Der Vater allerdings war ein Musiknarr gewesen und stolz auf seinen Namen Strauß. Als ein Sohn geboren wurde, nannte er ihn auch prompt Johann.

Doch Johann konnte Bände davon erzählen, was er als Junge mit diesem Namen für Erlebnisse hatte. Sein Vater konnte sich offenbar nicht vorstellen, daß der Junge lange Zeit darunter litt, als Johann Strauß gehänselt und aufgezogen zu werden.

Mit neunundzwanzig Jahren nahm er die Geschichte von der heiteren Seite und behauptete von sich, er sei der einzig wahre und echte Johann Strauß, den es noch gäbe.

Der Zufall hatte die drei Männer zusammengeführt, und Sindom hatte mit ihnen das besprochen, was ihm schon so lange durch den Kopf ging und wofür er nie Anhänger gefunden hatte. Er vermutete in diesem Teil des Gebirges ausgedehnte Höhlen, die noch nicht näher erforscht wurden oder überhaupt nicht bekannt waren.

Während eines Urlaubs in Jugoslawien unternahm er erste Erkundigungen, zeltete in dieser menschenleeren Bergwelt, suchte nach Schächten und Höhleneingängen und riskierte es ohne besondere Ausrüstung drei Tage lang tiefer in den Berg einzudringen. Dabei entdeckte er einen Nebenstollen, der tief ins Erdinnere führte.

Krentzer und Strauß, begeisterte Höhlenforscher wie er, schlossen sich ihm an. Innerhalb eines halben Jahres nur investierten sie runde zwanzigtausend Mark für eine perfekte Ausrüstung, für Reise- und Proviantkosten.

Sie hatten Schlauchboote dabei, um auf einem unterirdischen Fluß tief in das Höhlensystem einzudringen, in dem Sindom besonders schöne Stalagmiten und Stalaktiten vermutete. Jeder von ihnen verfügte über eine Taucherausrüstung, und sie hatten genügend Sauerstoffvorräte, Batterien und Heizmaterial dabei, um gegen alle Eventualitäten vorbereitet zu sein.

Es war ein Ausflug ins Ungewisse, und nur die näheren Verwandten und die jugoslawischen Behörden waren über die kleine Drei-Mann-Expedition informiert, von der niemand wußte, wie sie ausging.

Die Stollen und Gänge hatten ihre Tücken. Schon nach dem zweiten Tag stand fest, daß einiges anders war, als Sindom vermutet hatte.

Terrassenförmig führten Felsvorsprünge abwärts, in gewundenen, bizarren Gängen, die oftmals höhlenartig ausliefert, stießen sie auf kleine unterirdisch gurgelnde Bäche, die in Kaskaden in tiefere, unbekannte Gefilde hinabstürzten.

Seit drei Tagen waren die drei Höhlenforscher abgeschnitten vom Sonnenlicht, Ihre besonders isolierte, dicke Kleidung schützte sie vor Feuchtigkeit und unbarmherziger Kälte, welche von den kahlen schroffen Felswänden ausstrahlte.

Am späten Abend erreichten sie eine Höhle, deren Ausmaße sie nicht mal abzuschätzen wagten. Sie befanden sich nun mehr als

zweihundert Meter tief unter der Erde. Die Höhle dehnte sich riesig vor ihnen aus, und gewaltige Stalaktiten hingen von der Decke herab und bildeten ein sinnverwirrendes Gitterwerk bizarrer Felsenstäbe. Überall tropfte und gurgelte es leise. Wasser sickerte aus den Felswänden, Wasser perlte an den Tropfsteinen herab und veränderte im Lauf von Jahrmillionen Form und Aussehen eines solchen Gebildes.

Überwältigt waren sie von den satten Farben der Stalaktiten und Felsklötze, die wie kantige, versteinerte Schädelformen aus der Wand ragten.

Einige waren blau wie das unendliche Meer, in dem sich ein wolkenloser Himmel spiegelte, andere rot wie Blut, dritte von einem tiefen Braun, als handele es sich um einen gigantischen Harztropfen, der aus der Wand quoll.

Die Männer tasteten die herrlich gefärbten Steine ab, die aussahen wie riesige Kristalle.

Mit jedem Schritt, den sie tiefer ins Unbekannte vordrangen, wurde die Schönheit der Farben und Formen gewaltiger.

Viele Wege hatten sie gehen müssen, ehe sie an diesem Punkt ankamen.

Niemand vor ihnen mußte hiergewesen sein. Sie berührten jungfräulichen Boden.

»Menschenskind«, entfuhr es Strauß, er konnte nicht mehr an sich halten und mußte seiner Begeisterung Ausdruck verleihen. »Das haut einen um, wer hätte das für möglich gehalten!«

»Da würdest du am liebsten deine Familienhymne anstimmen, wie?« sagte Krentzer leise, ebenfalls ganz beeindruckt von ihrer Entdeckung. »Dann pfeif mal deine Ode an die Freude…«

»Ich werd’ doch meinem Namen nicht untreu. Du magst ein hervorragender Kenner der Erdgeschichte sein, aber von Musik hast du keine Ahnung«, sagte der Wiener. »Die Ode ist von Beethoven. Wenn ich pfeif, dann nur ’An der blauen Donau’.«

Sie waren aufgekratzt und in bester Stimmung. Trotz intensiven Vordringens in das unbekannte Berginnere, das sie Kräfte gekostet hatte, fühlten sie sich erstaunlich frisch und voller Tatendrang.

Langsam in kleinen Schritten nur, gingen sie weiter. Sie blieben immer dicht zusammen und verließen nie den Lichtkreis, den die Scheinwerfer der Kameraden noch spendeten. Es ging diszipliniert nur, und sie verstanden sich prächtig, waren gleichberechtigte Partner, die ein einziges Ziel verfolgten.

Walter Sindom passierte einen Durchlaß, der tief herabhing. Der junge Deutsche mit dem kantigen Kinn und den ständig in Bewegung befindlichen Augen mußte sich ducken.

Die glatte Felsplatte unter seinen Füßen schien künstlich bearbeitet worden zu sein. Der in tausend Farben schillernde Torbogen erweckte

den Eindruck, als wäre er von einem Künstler gestaltet. Links und rechts standen zwei steinerne Pfähle, die den Bogen stützten und paßgerecht in die Felswand eingebracht worden waren.

Sindom ließ seine behandschuhten Hände über die glatten Steine gleiten. Wasser lief wie ein kleiner Bach von der Decke, und das schillernde, wie ein Mosaik zusammengesetzte Gestein war fugenlos glatt. Kam das von dem ständig gleichmäßig darüber hinwegfließenden Wasser, das seit Jahrmillionen herabrieselte?

Das war eine Vermutung, aber Walter Sindom gab sich damit nicht zufrieden.

Ein Gedanke drängte sich ihm auf, der so fremdartig, so phantastisch war, daß er nicht wagte, ihn laut auszusprechen und mit seinen beiden Begleitern zu erörtern.

Dieser Torbogen – dieser glatte Felsenboden – bearbeitet von Menschenhand?

Wann?

Es mußte in einer fernen Vergangenheit geschehen sein. Er kannte alle Bücher über die bisher entdeckten und erforschten Höhlensysteme dieser Welt. Er wußte, daß man erst einen winzigen Bruchteil erkannt hatte, daß es noch vieles gab, was menschlichen Augen und Sinnen verborgen geblieben war.

Mit ernstem, angespanntem Gesicht tastete er den Torbogen ab und zog seine Handschuhe schließlich aus. Eiskalt wie ein Gletscher fühlte sich das Gestein an.

Er verstellte den Scheinwerfer an seinem Helm, um ihn in einen günstigeren Winkel zu bringen.

Dabei mußte er den Kopf senken.

Und da entdeckte er etwas! Das milchige Licht aus seiner Helmlampe traf darauf…

Ein zusammengesunkenes, gelbliches Skelett hockte in einer schattigen Nische, und der blanke Schädel war auf die Brust gesunken.

*

Damit begann alles.

»Horst! Johann!« rief er unterdrückt. Seine Stimme hallte durch die Höhle, wurde mehrfach verstärkt und kehrte als Echo zurück.

Schritte näherten sich. Laut und hallend. Die hellen Lichtkreise tauchten aus der Finsternis auf.

»Was is ’n los?« fragte der Österreicher. »Hast du einen hundertkarätigen Diamanten gefunden?«

»Seht euch das an«, sagte Sindom nur. Er hätte überhaupt nichts zu erwähnen brauchen. Fast gleichzeitig bemerkten Strauß und Krentzer das Skelett.

Krentzer schoß sofort einige Aufnahmen. Er fungierte als Fotograf der kleinen Gruppe und würde die geheimnisvolle Höhlenwelt in all ihrer Pracht einfangen. Krentzers Bilder waren kleine Kostbarkeiten. Er hatte bereits zwei Farbbildbände veröffentlicht, in denen er den Freunden der Fotokunst besonders die Bergwelt dieser Erde und eindrucksvolle Landschaften nahezubringen versuchte.

Im Halbkreis hockten sie schließlich vor dem rätselhaften Skelett und versuchten eine Erklärung dafür zu finden, wie dieser Mensch hierhergekommen sein konnte.

»Vielleicht ein verirrter Tourist«, meinte Strauß.

»Ein bulliger Oberkörper«, sinnierte Sindom, als hätte er die Bemerkung gar nicht wahrgenommen. »Kantiger, großer Schädel, flacher Kopf. Irgendwie haftete ihm etwas Urwelthaftes an.«

»Du meinst, daß es sich um einen Steinzeitmenschen handelt?« fragte Krentzer. Er war schlank, beinahe hager und sehr groß. Er überragte seine beiden Partner um mindestens zwei Köpfe.

Sindom zuckte die Achseln. »Vielleicht.« Es reizte ihn ungemein, das gelbliche Skelett zu betasten, aber er befürchtete, es würde in sich zusammengefallen, und dann blieb nicht mehr übrig als jahrtausendealter Staub.

Krentzer machte Aufnahmen von dem farbenprächtigen Tor, während Strauß und Sindom drei Schritte weiter in die Dunkelheit gingen.

Sie stießen gegen eine etwa dreißig Zentimeter hohe Balustrade, die im Halbkreis wie eine Balkonbrüstung unmittelbar den Bezirk um das rätselhafte Tor einschloß.

Strauß war in diesem Moment etwas zu leichtsinnig. Er wollte einfach darüber hinweg steigen in der Erwartung, daß es dahinter weiterging.

Er kippte nach vorn, krallte sich entsetzt an der schwarzen, glatten Mauer fest, und im gleichen Augenblick riß auch Sindom ihn mit harter Hand zurück.

Der Deutsche war totenbleich.

Strauß flog rückwärts über die Balustrade und blieb auf dem Boden hocken, als hätte ihn der Blitz getroffen. Er war unfähig, auch nur ein Wort zu sagen.

»Verdammt!« knurrte Sindom. Schweiß perlte auf seinem kalkweißen Gesicht. »Bist du von Sinnen! Da war's zu Ende und ging's in die Tiefe! Wie konntest du nur…«

Er schüttelte den Kopf.

Strauß schluckte. In seinen dunklen Augen flackerte es. Ganz kurz nur war das Leuchten, zu kurz, als daß Walter Sindom es noch hätte registrieren können.

»Ich weiß nicht… was mit mir los war… normalerweise hätte ich

doch erst getestet, ob…« stammelte der Österreicher und beendete seinen Satz halbfertig.

Sindom nagte an seiner Unterlippe. Strauß hatte sich als aufmerksamer, vorsichtiger Mensch erwiesen. Diese Reaktion paßte einfach nicht zu ihm.

Hier unten herrschte ein gewisser Mangel an Sauerstoff. Das mußte Sindom sich im stillen eingestehen… Sie waren darauf trainiert, daß einer den anderen beobachtete, daß die Sauerstoffgeräte eingesetzt wurden und sie mit Sauerstoffmasken weiter gingen, sollte die Notwendigkeit sich herausstellen.

Sauerstoffmangel! Strauß war der erste, der es merkte und den es beinahe erwischte, fieberten Sindoms Gedanken.

Etwas anderes kam ihm nicht in den Sinn.

Wie sollte er auch eine Gefahr einschätzen, von der er nie gehört hatte?

Es wäre zur Umkehr noch Zeit gewesen. Aber Sindom, dessen Forschergeist durch dieses Vorkommnis und durch die Tatsache, daß es hinter der flachen, steinernen Brüstung weiter in die Tiefe ging, erst recht geweckt worden war, mußte der Sache auf den Grund gehen.

Zwei Minuten lang war Strauß wie benommen und begriff seine eigene Handlungsweise nicht, dann war er wieder der alte.

Walter Sindom machte einen Test. Er warf einen kleinen Stein in die absolute Schwärze. Der grelle Lichtstrahl einer Taschenlampe war nicht dazu geeignet, die Tiefe auszuloten.

Sie lauschten und hörten fern und leise, wie der Stein aufschlug. Sindom ließ dabei das Leuchtzifferblatt seiner Uhr nicht aus den Augen.

»Rund sechzig Meter«, murmelte er. »Da machen wir uns noch dran. Ihr laßt mich runter, Jungens. Ich seh' mich da unten mal um.«

Sie bereiteten alles vor. Eine Viertelstunde später ging Sindom an den Abstieg.

Mit den Beinen stützte er sich an der steil in die Tiefe fallende Felswand. Auf den Schultern trug er eine Sauerstoff-Flasche, aber sie war noch nicht angeschlossen. Er hatte sie dabei für den Notfall.

Gleichmäßig und einwandfrei lief das dicke Seil durch die metallenen Haken und Ringe. Meter für Meter wurde der Mann herabgelassen.

Noch zehn Meter, noch fünf, noch drei… Sindom verharrte und knipste die Taschenlampe an.

Ein sanftes Schimmern stieg aus der Tiefe empor, als wäre der Boden unter ihm mit Millionen und Abermillionen winziger Glasperlen ausgestreut.

Oder war es Wasser, das glitzerte?

Ganz langsam ließ er sich weiter herab und konnte das Tempo

bestimmen.

Plötzlich gab es einen Ruck.

Das Seil rutschte aus dem Haken, ein Ring riß ab. Es ging alles so schnell, daß Sindom nicht mal schreien konnte.

Wie eine Schlange schnellte das Seil zurück, und der Deutsche stürzte in die Tiefe.

*

Wie eine Katze warf er sich noch im Fall herum.

Es konnte doch nicht mehr tief sein! Er mußte jeden Augenblick den Boden berühren…

Die Dauer des Sturzes kam ihm länger vor, als es normalerweise nach seinen Schätzungen hätte sein dürfen.

»Walter!« brüllte von oben jemand. Jetzt merkten die Freunde, daß am Seil kein Gewicht mehr hing…

Da traf er auf Untergrund und rollte sich sofort auf die Seite. Er hatte Glück im Unglück. Wie durch ein Wunder verletzte er sich nicht und kam vor allem die Sauerstoffflasche nicht zu Schaden.

»Alles in Ordnung!« brüllte Sindom nach oben. »Die Knochen sind noch ganz.«

Das Ereignis war ein merkwürdiger Unfall. Überall konnte schließlich etwas passieren, und so machte er sich keine weiteren Gedanken darüber.

Was ihn mehr erstaunte, war die Tatsache, daß er verhältnismäßig weich aufgekommen war.

Er tastete den Boden ab. Wie Moos. Es roch feucht und modrig, und überall glitzerte es, als wären lauter Glassplitter verstreut.

Sindom richtete sich auf.

Sein Helmscheinwerfer brannte noch, und die Taschenlampe knipste er jetzt wieder zusätzlich an.

Überall leuchtete und schimmerte es, große rote Ovale und bernsteingelbe Flächen strahlten, sobald er den Lichtstrahl darauf richtete.

Es waren keine angenehmen Flächen. Etwas Unheilvolles. Beklemmendes laß in der Luft, und wenn… die Farben leuchteten, dann verstärkten sich dieser Eindruck und dieses Gefühl nur noch.

Die roten, gelben und grünen Lichter – sie kamen ihm vor wie riesige Augen, die sich öffneten und schlossen…

Reiß' dich zusammen, Walter! redete er sich ein. Dir kommen doch sonst nicht so komische Gedanken.

Eine unerklärliche Angst ergriff von ihm Besitz, und er schalt sich im stillen einen Narren.

Die Finsternis um ihn herum schien zu leben. Beinahe körperlich

spürte er, daß Augen auf ihn gerichtet waren.

Minutenlang schlug sein Herz schneller, und die Innenflächen seiner Hände wurden feucht.

Der Boden unter seinen Füßen knirschte seltsam, als würde er über das feuchte Fell eines gigantischen, schlafenden Tieres laufen.

Seine Hände zitterten. Aus weiter Ferne hörte er jemand rufen.

Horst? Johann?

In seinem Gürtel gab es ein pfeifendes akustisches Signal und erinnerte ihn daran, daß er ein Funksprechgerät bei sich hatte, um alles schildern zu können. Aber er hatte es bisher nicht angewendet.

»Hallo, Walter, verdammt, was ist denn los?«

Das Gerät war auf Empfang geschaltet, und es schien, als würden sich die Freunde dort oben ebenfalls erst in diesem Augenblick mit Verzögerung an das erinnern, was sie abgesprochen hatten.

Das alles war äußerst mysteriös.

»Warum meldest du dich denn nicht?« Krentzers Stimme klang besorgt.

Sindom griff nach dem Gerät und drückte den Umschaltknopf.

»Hier bin ich. Könnt ihr mich verstehen?«

»Ausgezeichnet! Wieso ist das Seil gerissen?«

»Keine Ahnung. Scheint einer angeknabbert zu haben.« Sindom hatte der Humor nicht verlassen. »Ich seh' mich in der Gegend ein bißchen um. Merkwürdig ist es hier unten ja. Ich wurde auf einem Teppichboden empfangen.«

»Du spinnst!«

»Ich sage die reine Wahrheit.«

»Wir kommen auch runter!«

»Wartet noch! Ich will erst etwas über unsere Umgebung wissen. Sie kommt mir – so merkwürdig vor.«

Düsternis rundum, und es kam ihm vor, als hätte das Licht Mühe, diese dichte Schwärze, die wie ein Nebel war, zu durchdringen.

Er machte drei Schritte nach vorn. Was er dann sah, war so unheimlich und phantastisch, daß er glaubte, an seinem Verstand zweifeln zu müssen. Eine eiskalte Hand krallte sich in sein Herz.

*

Drei gewaltige Stalagmiten ragten aus dem Boden, aber es waren keine Stalagmiten in ihrer herkömmlichen Form.

Sie waren gestaltet von Menschenhand und nicht natürlich gewachsen.

Ganz links ragte ein etwa dreißig Meter hoher Steinriese in die Luft und berührte die zerklüftete, wie mit Verwachsungen übersäte Decke. Eine Art Schlangenkörper, mit dunkelgrünen Steinen besetzt, die wie

Schuppen wirkten. Als Walter Sindom die Taschenlampe nach oben richtete, glosten die steinernen Augen in verzehrendem Licht, und ein kalter Schauder lief ihm über den Rücken.

Der schlangengleiche Körper wirkte trotz seiner enormen Höhe plump und massig. Nur rund drei Meter von dieser ersten drachenköpfigen Statue entfernt stand eine zweite, ganz anders gestaltete. Die glatt geschliffenen Steine wirkten fast durchsichtig, waren rot, und es schien, als wäre dieser ganze Körper mit roter Farbe oder… Er versuchte, den sich aufdrängenden Gedanken beiseite zu schieben, aber das war gar nicht so einfach. Er mußte an Blut denken. Und es schüttelte ihn. Er hatte das Gefühl, als wäre das Innere dieses steinernen Kolosses hohl. Der Kopf war eine einzige abstoßende Fratze, ein Schreckensbild, dessen Anblick nichts für schwache Nerven war. Aber auch nichts für starke.

Sindom schluckte, er führte schon sein Taschensprechgerät an die Lippen und wollte den Freunden droben etwas mitteilen, aber seine Stimme versagte ihm den Dienst. Er stand nur da und mußte das Monstrum ansehen. Es verschlug ihm den Atem.

Dieser kantige, überdimensionale Schädel mit dem breiten Maul, das ihm so groß vorkam wie ein Scheunentor, gähnte ihn an. Die Augen waren achteckig und bizarr, der Kopf lag hoch über ihm in der schummrigen Dämmerung, und es sah aus, als würde er dort in der Finsternis schweben, die auch der Strahl aus seiner Taschenlampe nur geringfügig aushellen konnte.

Die glosenden Augen, wie mit geheimnisvollem Leben erfüllt, zogen ihn in ihren Bann und kamen ihm plötzlich ganz nahe vor.

Das breitflächige, dämonenfratzige Gesicht hatte nichts Menschliches an sich. Hier hatte eine unbekannte, nichtmenschliche Hand gewirkt, ein fremder, unheimlicher Künstler aus einer anderen Welt.

Rechts daneben noch mal das drachenköpfige, schlangenartige Ungetüm, das auch schon links stand. Aber es unterschied sich doch in einigen Details von dem ersten Koloß. An dem Schuppenkörper waren Arme angedeutet, die ebenfalls Schlangenleibern glichen. Statt flacher, schlank zulaufender Reptilienköpfe liefen diese Arme in je zwei krallenartigen Fingern aus. Darin steckten zwei Insignien besonderer Art.

Ein gedrehter Stab, spiralförmig nach oben gerichtet, darauf ein kleiner Totenschädel aus dunkelblauem Stein. In der anderen Kralle wurde ein dicker, unförmiger Klumpen gehalten, der in sämtlichen Farben schillerte, sobald Licht darauf fiel. Sindom glaubte, daß die Strahlen, die sich in dieser Kugel brachen, tausendfach verstärkt in sein Hirn drangen. Er hatte das Gefühl, als ob mit einem Rasiermesser die Hirnhaut geritzt würde.

Der Deutsche riß den Kopf herum, wandte sich ab und blieb keuchend stehen.

Das akustische Signal aus dem Taschensprechgerät rief ihn wieder aus der Benommenheit zurück.

»Du bist so still. Hast du einen Schatz entdeckt?« Das war Krentzers Stimme.

»Willst du uns den vorenthalten?« schaltete Strauß sich ein.

»Nein, im Gegenteil«, meldete Sindom sich aus der Tiefe. »Ihr müßt euch das hier unbedingt ansehen. Ich glaub', ich spinn!«

*

Sie bereiteten ein zusätzliches Seil vor, um gegen alle Eventualitäten vorbereitet zu sein.

Sie kamen verhältnismäßig schnell nach unten.

Wortlos starrten sie die unheimlichen riesigen Figuren an. Niemand von ihnen hatte erwartet, hier einen solchen Fund zu machen.

Was bedeutete das? Waren sie auf die Kultstätte einer urzeitlichen Sekte gestoßen, oder auf die Spuren einer Rasse, von der niemand etwas ahnte?

»Ob der Knochenmann, den wir da oben gefunden haben, vielleicht irgend etwas mit den Steinheinis zu tun hat?« stellte Strauß die Frage.

»Möglich. Vielleicht wollte er seinem Gott ein Opfer darbringen«, murmelte Krentzer.

»Oder ihm einen Besuch abstatten«, warf Sindom ein.

»Wie kam er dann hier runter? Ob er jedesmal den Seiltrick anwandte wie wir?« Strauß drehte sich unwillkürlich um und warf einen Blick zu den baumelnden Seilen zurück. »Ein bißchen abschüssig die Strecke.«

»Vielleicht gab's mal ne' Art Rutschbahn oder 'ne Treppe.« Sindom atmete tief durch. Die Beklemmung war verschwunden, die Nähe seiner beiden Begleiter tat ihm wohl.

Wie Kinder, die ein seltenes Tier im Zoo bewunderten, umrundeten sie die gewaltigen steinernen Zeugen einer dämonischen Vergangenheit. Angst schlich in ihre Herzen, aber keiner gestand es dem anderen ein.

Sie diskutierten noch über den seltsamen Ort und bezeichneten ihn als eine Art Opferstätte oder Tempel, fanden jedoch keine genaue Erklärung.

Sie machten Skizzen und Aufnahmen.

Dann tat Krentzer etwas, was Sindom ausdrücklich verboten hatte.

Er begann eine der Gesteinsfiguren abzutasten, um die Oberfläche zu fühlen und sich eine Meinung darüber zu verschaffen.

Walter Sindom wußte selbst nicht, warum er auf den Gedanken gekommen war – zunächst jedenfalls, solange man noch nichts Näheres über diesen mysteriösen Ort wußte – die Dinge zu berühren.

Ein unerklärliches Gefühl hielt ihn davon ab.

Auf der einen Seite wie magnetisch davon angezogen, unterließ er es jedoch selbst.

Krentzer wurde schwach.

Und da geschah es!

Ein dunkelroter Feuerstrahl zischte aus dem breiten Maul.

Ein Aufschrei!

Sindom und Strauß flogen wie Bälle durch die Luft, die von titanenhafter Hand geschleudert wurden.

Der Feuerstrahl hüllte den unglücklichen Krentzer jedoch völlig ein.

Der menschliche Körper explodierte unter der Wucht des Feuerstrahls förmlich. Der Kopf und der Rumpf platzten auseinander, staubfeine Partikel flogen durch die Luft und wurden vom Feuer gefressen.

Krentzer fiel zu einem winzigen Häuflein Asche zusammen. Eine brüllende Flammenhölle stieg wie eine Säule aus dem Rest dessen, was er gewesen war, empor und vermählte sich mit dem gewaltigen, breit gefächerten Strahl aus dem Maul des mittleren, furchteinflößenden steinernen Giganten.

*

Sie selbst begriffen nichts mehr und nahmen nichts mehr wahr.

Sindom wurde nach links geschleudert, die Hitzewelle traf sein Gesicht und ließ seine Haare schmoren. Aber selbst davon merkte er nichts mehr, ebensowenig wie Strauß.

Reglos und mit schlaffen Gliedern blieben beide liegen.

*

Die Musik war einschmeichelnd, die Klänge gingen ins Blut.

Die Paare auf der Tanzfläche paßten sich dem Rhythmus und der Stimmung an. Sie tanzten sehr eng.

»Willst du mich erdrücken?« murmelte Carminia leise. »Vergiß nicht, wo wir sind! Jedermann kann uns beobachten.«

Der kräftige blonde Mann mit den breiten Schultern und den schmalen Hüften lächelte. Er trug einen weißen Smoking, perfekter Sitz, dazu passend eine dunkle Fliege.

Björn meinte leise: »Hier achtet keiner auf den anderen. Bei dem Andrang! Da merkt niemand mehr, wer wen eigentlich drückt.«

Es war ihr erster Abend auf der »Aloha«. Das Schiff war am frühen Morgen von Honolulu ausgelaufen. Mit Blumenkränzen geschmückte Hawaiianerinnen hatten am Strand gestanden, bei Hula-Musik in Baströckchen und miniknappen BH's getanzt und gewunken, bis das Schiff zu einem kleinen weißen Fleck am Horizont geworden war.

Es war der Begrüßungsabend des Kapitäns, zu dem er geladen hatte.

Rund vierhundert Menschen waren auf dem Schiff zusammengekommen. Viele machten zum ersten Mal eine Seereise, für andere war es schon Alltag geworden. Reiche Nichtstuer, amerikanische Millionäre, die mit ihrer Zeit nichts anzufangen wußten und zwischen einem Sonnenbad am Strand von Waikiki und einer Kreuzfahrt zu den Galapagos hin- und herpendelten, waren unter einfachen Leuten, die lange für eine solche Reise gespart hatten.

Engländer und Franzosen bevölkerten die »Aloha«, ebenso wie Deutsche Hawaiianer, Angehörige aller Nationen. Von dem sehr großen Tanzraum aus, in dem auch die Combo saß, gab es rund an den Wänden entlang kleine weißgedeckte Tische mit romantischen roten, blauen und gelben Lampenschirmen.

Björn tanzte etwas am Rand.

Er kam am Tisch vorbei, an dem Pepe und Rani Mahay saßen. Der kleine Mexikaner trug einen dunklen Anzug und eine grauseidene Krawatte. Manchmal griff er sich an den Kragen.

Björn grinste. »Am liebsten wäre er hier in Pulli und Blue jeans erschienen«, flüsterte er. »Aber er hält sich ganz tapfer.«

Pepe saugte an seinem Strohhalm.

Dem Jungen gegenüber saß Rani Mahay, der Koloß von Bhutan. Auch Rani Mahay war im Smoking. Abendgarderobe wurde verlangt. Ein dunkler Anzug war das mindeste, das der Kapitän für diese Reise vorgeschrieben hatte, für die Damen das Cocktail- oder Abendkleid.

Mahay saß zurückgelehnt in seinem Stuhl und langweilte sich offensichtlich. Er gähnte.

Björn und Carminia kamen ganz dicht an ihren Tisch. Beide merkten es erst im letzten Augenblick.

»Der große Rani, der Wildkatzen mit einem einzigen Blick bändigt, ist müde«, sagte Björn leise.

Mahay schüttelte sich.

»Rundum sitzen die schönsten Frauen, mein Lieber. Schau' dir mal die Passagierliste an! Du wirst daraus entnehmen können, daß hier ein enormer Frauenüberschuß herrscht. Die beiden Blondinen am Nachbartisch sind schon eine Sünde wert – aua«, fügte er sofort leise hinzu. Das galt Carminia. Die glutäugige Schöne aus Rio hatte ihm kurz und bündig einen schnellen Tritt gegen das Schienbein versetzt.

»Von Blondinen kann hier keine Rede sein«, preßte sie hervor. Ihre

schwarzen Augen funkelten. Sie war sehr eifersüchtig.

»Ich hab' sie Mahay angeboten, Schoko«, beruhigte Hellmark gleich die heißblütige Brasilianerin. Das Schicksal hatte diese beiden Menschen zusammengeführt, und vom ersten Augenblick an war es die große Liebe. Im Gegensatz zu Carminia wußte Björn inzwischen, daß es zwischen ihnen in einem früheren Leben eine Begegnung gegeben hatte.

Ihre Liebe hatte die Zeiten überdauert, ohne daß es eine Erklärung dafür gab. Sie waren füreinander bestimmt, und es schien, als hätte eine unbekannte Macht ihre Hand im Spiel, die alles lenkte und ihre Wege zusammengeführt hatte. Es schien noch Großes bevorzustehen, von dem sie beide nichts ahnten.

»Soll ich mal eine übernehmen?« fragte Pepe. »Rani ist heute so müde. Er meint, es sei das beste, wenn er seine Koje aufsuche.«

»Kajüte, meinst du«, berichtigte Björn. »Und was das Übernehmen anbelangt, so würde ich sagen, dafür hat's noch ein bißchen Zeit. Die Damen sind ein wenig zu groß für dich. Bleib' du vorerst mal bei deiner Limonade!«

Pepe zuckte die Achseln. »Wenn du meinst, Björn. Du hast ja meistens recht.«

»Außer Limonaden und Blondinen gibt's aber auch noch andere schöne Dinge auf der Welt«, knurrte Mahay. »Ich würde vorschlagen, wir machen uns draußen über das kalte Büfett her. Wie war's damit. Kleiner?«

»Wenn er vom Essen redet, fangen seine Augen an zu leuchten«, erwiderte Hellmark. »Du solltest ein bißchen aufpassen. Du wirst langsam fett.«

»Fett?« Mahay schluckte trocken. Keine Spur mehr von Müdigkeit. Wenn jemand auf seine athletische Figur anspielte, reagierte er empfindlich. »Ich hab' Muskeln wie Stahl, da gibt's kein Gramm Fett, mein Lieber! Aber solche Fleischmassen muß man erhalten. Sonst fallen die einem von den Knochen. Komm, Pepe. Ich zeig' dir mal ein paar anständige Sachen. Bis wir zurück sind, werden sie hoffentlich die letzte Runde gedreht haben. Es geht langsam auf Mitternacht zu. Ein vernünftiger Mensch bekommt um diese Zeit wieder Hunger.«

Pepe schloß sich Mahay an. Der Zweizentnermann war breit wie ein Kleiderschrank, und seine prachtvolle Glatze glänzte, als wäre sie poliert.

Der Inder und Pepe kamen am Nachbartisch vorbei. Mahay deutete eine kleine Kopfbewegung an. Beide Blondinen lächelten vielsagend.

»Was für ein Mann«, sagte eine mit dem langen Haar und den dunklen Augen. Um ihre hübsch geschwungenen Lippen zuckte es leicht. Eve Gavett war fünfundzwanzig, schlank und gutaussehend. Sie hatte vor drei Jahren einen reichen Barbesitzer geheiratet und

verbrachte ihre freie Zeit damit, Sightseeing-Tours mit Freunden und Bekannten aus allen Teilen der Welt zu machen.

Diesmal hatte sie sich Dorothy O'Thail eingeladen, eine ehemalige Freundin aus den Staaten, die wie sie als Go-Go-Girl angefangen und sich zur Frau eines bekannten Band-Leaders gemausert hatte.

Diese Band war derzeit auf Hawaii in einem großen Vergnügungszentrum verpflichtet und sollte insgesamt sechs Wochen dort auftreten.

Da Dorothy – ebenfalls blond, etwas kräftiger, mit meerblauen Augen und einem zarten Teint, vollbusig – das Repertoire ihres Mannes kannte und keine Lust hatte, sich jede Nacht in die gleiche Bar zu setzen, war sie der Einladung Eve Gavetts gern gefolgt.

»Meinst du diese männliche Sexbombe mit der Glatze?«

Das hörte Mahay noch, denn er war dem Tisch nahe genug. Er strahlte übers ganze Gesicht und gab Björn einen kleinen Schubs in die Seite. »Hast du's gehört?« murmelte er. »Die reden über mich. Ich glaube, ich wage nachher doch noch ein Tänzchen. Pepe bring' ich nach dem Essen in die Kabine. Ich krieg' das Gefühl nicht los, daß die Nacht noch lang wird. Bei mir ist's immer so, daß ich erst nach Mitternacht voll da bin.«

Mahay und Pepe verließen den Festsaal der »Aloha«.

Sie und auch Björn konnten nicht mehr verstehen, worüber sich die beiden Blondinen mit den tiefen Einblick gewährenden Ausschnitten und den verführerischen Figuren noch unterhielten.

Es ging dabei nicht nur um den Inder. Eve Gavett beobachtete besonders aufmerksam Björn Hellmark. Der gutaussehende Deutsche, der die Blicke und die Aufmerksamkeit der Damenwelt auf sich zog, stand im Mittelpunkt des Gesprächs.

»Ich bin mehr für diese Richtung«, ließ Eve durchblicken. »Der Bursche tanzt den ganzen Abend schon mit einer einzigen. Scheint ja die ganz große Liebe zu sein. Man müßte dem Kapitän oder der Band mal einen Tip geben, daß sie zwischendurch mal 'ne Damenwahl einlegen. Den Mann muß ich kennenlernen!«

*

Sie schaffte das auch.

Es folgte mehr als eine Damenwahl.

Eve Gavett fand diesen Mann wunderbar. Sie versuchte einen Flirt. Einem solchen war Björn nicht abgeneigt, aber Eve merkte schon bald, daß sie diese 'Nuß', wie sie Dorothy O'Thail später verriet, nicht so leicht knacken konnte.

Sie gab ehrlich zu, ein bißchen enttäuscht zu sein. Sie hatte sich ein Abenteuer mit diesem Mann versprochen.

»Ich schaff’s doch noch«, sagte sie und führte ihr Glas langsam an die feuchtschimmernden Lippen. »Die Fahrt auf der ’Aloha’ hat ja erst begonnen. Zwei Wochen sind eine lange Zeit.«

In der nächsten halben Stunde wurde sie dann mehrere Male hintereinander von einem dunkelhaarigen Engländer zum Tanzen aufgefordert. Er wechselte zwischen Eve und Dorothy, und sie erfuhren beide, daß er aus London stamme, dort einen gutgehenden Antiquitätenladen besaß und Poul Hardy hieß. Hardy hatte die beiden alleinreisenden Damen schon längere Zeit beobachtet.

Er versprach sich auf dieser Reise ein galantes Abenteuer. Nach dem Schrecken in London, an den er nicht mehr denken wollte, war diese Art Erholung genau das Richtige für ihn.

Er war charmant, man lachte viel, ging gemeinsam zum kalten Büfett und freundete sich an.

Die Stimmung war prächtig. Das war nicht der Alltag, hier vergaß seine Sorgen, wer welche hatte.

Hardy fühlte sich erleichtert. Er benahm sich so wie immer. Das machte ihn zufrieden. Demnach war er doch nicht verrückt.

Zwischendurch ging er mal hinaus auf Deck. Eve Gavett und Dorothy O’Thail nahm er mit. Viele Passagiere hielten sich auch hier oben auf, um frische Luft zu schnappen.

Es war eine wunderbare Nacht. Sternenklar der Himmel. Sternenlicht und das Licht der hellerleuchteten »Aloha« spiegelten sich auf der leicht bewegten Wasseroberfläche.

Hardy unterhielt sich mit seinen beiden Begleiterinnen. Sie alle hatten schon einen Schwips. Der reichlich genossene Sekt und die Cocktails verfehlten ihre Wirkung nicht.

Die achtundzwanzigjährige Dorothy O’Thail beschloß, ihre Kabine aufzusuchen und zu schlafen. Eve wollte noch etwas bleiben.

Noch gut zehn Minuten hielten sie sich an Deck auf. Dann gingen sie, Arm in Arm, auf die nach unten führende Treppe zu. Die »Aloha« hatte drei Decks. Es gab zwei Lifts und mehrere Treppenaufgänge.

Von unten drangen die Geräusche der Musik empor. Stimmengemurmel. Lachen…

Die Menschen waren vergnügt und dachten an nichts Schlechtes.

Auch Poul Hardy nicht mehr. Um so größer war sein Entsetzen, als er auf der obersten Stufe stand und ihm just in diesem Moment von unten jemand entgegenkam, den er kannte und eigentlich nie wieder zu sehen hoffte. »Cheryl!« entfuhr es ihm.

*

Die rassige Frau mit dem dichten, schwarzen Haar und dem grünseidenen Abendkleid blickte ihn groß an.

Ihr verführerisches, betäubendes Parfüm stieg ihm in die Nase, und mit allen Sinnen wurde er an die unvergleichlichen Minuten mit ihr erinnert.

Die geheimnisvolle Cheryl auf der »Aloha«? Wachte er – träumte er?

Sie lachte ihn an. Und er fühlte, trotz des aufsteigenden Entsetzens. Zuneigung und Leidenschaft, die er sich nicht erklären konnte, weil sie in diesem Moment überhaupt nicht hierher paßten.

Plötzlich ging das Licht aus. Undurchdringliche Finsternis hüllte die »Aloha« ein, die Musik verstummte, und erste entsetzte Schreie wurden laut.

*

Der Kapitän und die Mannschaft versuchten über die Lautsprecheranlagen die Passagiere zu beruhigen. Aber die Anlagen funktionierten nicht. Der elektrische Strom war ausgefallen, und die Notstromaggregate liefen nicht an. Die Funkapparatur war tot.

Über ein Megaphon verschaffte der Kapitän sich zunächst Gehör, sprach von einem Kurzschluß und war überzeugt davon, daß in Kürze alles wieder in Ordnung sei.

Kerzen und batteriebetriebene kleine Lampen wurden verteilt, ebenso Taschenlampen, damit die Passagiere sich wenigstens in ihren Kabinen zurechtfanden. Es kam zu keiner Panik. Die Leute verhielten sich gesittet. Einer nach dem anderen verschwand in seiner Kabine. Eine unheimliche Ruhe kehrte auf dem Schiff ein.

Die Techniker waren damit beschäftigt, die Fehlerquelle zu suchen. Sie fanden nichts. Alles wurde überprüft, nichts war zerstört. Und doch funktionierte nichts. Eine unheimliche, unerklärliche Blockade schien über allem zu liegen.

Dann meldete der Steuermann, daß mit dem Kurs etwas nicht mehr stimme.

Die »Aloha« reagierte nicht mehr. Mit voller Maschinenkraft glitt sie durch den Pazifik, aber mit blockierter Steuerung.

Die Verantwortlichen standen vor einem Rätsel und begriffen die Welt nicht mehr.

Kapitän Huarto, ein Hawaiianer, wurde zum ersten Mal in seinem Leben mit einer unnatürlichen Situation konfrontiert.

Der untersetzte Mann mit dem dichten Haar und den buschigen Brauen war bleich geworden.

Es schien, als ob etwas auf dem großen Schiff vorgehe, das nicht mehr durch menschliche Gedanken erfaßt und durch menschliche Kraft beeinflußt werden könne.

Ein Schiff, das steuerlos war, eine hochkomplizierte Elektronik, die

zu nichts mehr taugte – das ging Huarto nicht in den Kopf.

Er machte sich Sorgen, weil er verantwortlich für das Schiff und die Passagiere war und Entscheidungen treffen mußte, die er noch nie getroffen hatte.

Wichtig im Moment war auf alle Fälle. Ruhe zu bewahren und die Leute so lange hinzuhalten wie möglich. Zunächst mal konnte alles mit einem Stromausfall erklärt werden. Morgen würde kein Mensch mehr etwas davon merken. Wenn erst mal die Sonne schien, war es auf einem Schiff ganz anders. Die Passagiere konnten schwimmen und sich sonnen, auf Deck Spazierengehen oder Shuffle-Board spielen. Abwechslung gab es zur Genüge.

Bis morgen abend würde sich dann – so hoffte er – alles wieder eingerenkt haben.

Nur keine Unruhe, keine Panik! Das mußte er vermeiden.

Und genau das kam auf ihn zu!

*

Noch in der gleichen Nacht begann es.

Keine Stunde nach dem rätselhaften Stromausfall, der sich nicht beheben ließ, erlebte Poul Hardy die zweite Überraschung.

Und da glaubte er wirklich, an seinem Verstand zweifeln zu müssen.

Es war Ruhe eingekehrt auf der »Aloha«.

Hardy war einer der letzten Passagiere, die sich noch an Deck aufhielten.

Er konnte jetzt nicht in seine Kabine, weil er wußte, daß er keinen Schlaf fand. Seine Gedanken drehten sich wie ein Karussell im Kreis. Immer wieder sah er die geheimnisvolle Cheryl vor sich.

Eine Hexe auf dem Schiff, ein Monster, das seine Form verändern konnte und…

Er rauchte hastig, in kurzen, flachen Zügen und warf die halb angerauchte Zigarette ins dunkle Wasser.

Verrückt, diese Gedanken, die ihm durch sein fieberndes Hirn gingen… Er reagierte doch schon nicht mehr normal, solche Ideen waren krankhaft. Es fing schon wieder an…

Er griff mit zitternder Hand an seine Stirn. Die war glühendheiß, als ob er Fieber hatte.

Hardy wandte sich um, ging über das Deck und war sich unschlüssig darüber, was er eigentlich machen wollte. Hinübergehen auf die andere Seite – hinuntergehen, wo die Kabinen lagen – er war völlig verwirrt und unfähig, eine klare Entscheidung zu treffen.

Plötzlich tönte ein Schrei an sein Ohr. Wie von einem Peitschenhieb getroffen, wirbelte er herum. Der Schrei mischte sich in

das monotone Geräusch des rauschenden Wassers und der dumpf hämmernden Maschinen, war aber ganz nahe.

Hardys Augen wurden groß wie Untertassen.

Er sah eine Frau stürzen, die sich noch verzweifelt an der verchromten Leiter eines Swimmingpools festhalten wollte.

Eine Gestalt huschte im gleichen Augenblick in die Dunkelheit der Deckaufbauten zurück, so daß er nicht mal zu sagen vermochte, ob er diese schattengleiche Bewegung wirklich sah oder sich nur einbildete.

Die Frau taumelte, ihr Kopf fiel schlaff zur Seite. Sie würde in das Becken stürzen!

Der Engländer warf sich nach vorn.

Die Fremde in dem Abendkleid, indem glitzernde Steine und Silberfäden eingewirkt waren, stürzte, ehe er sie erreichte.

Es klatschte, und Wasser spritzte.

Poul Hardy zögerte keine Sekunde, in den Swimmingpool nachzuspringen.

Er erreichte die Frau, ehe sie untertauchte, und zog sie an Land.

Das Geschehen war nicht unbemerkt geblieben.

Eine Person, ganz in Weiß gekleidet, tauchte an einem der Treppengänge auf. Es war ein Steward. Er war dem Engländer behilflich, die Passagierin an Deck zu ziehen.

»Was ist denn mit Ihnen los?« fragte der Steward. »Treiben Sie immer solche Spielchen?«

Das Ganze klang scherzhaft. Offenbar vermutete er, daß Hardy und die Frau zuviel der guten Cocktails genossen und zu oft an der Sektbar gesessen hatten.

»Sie ist ins Becken gefallen«, sagte Hardy, und erst als er das aussprach, merkte er, wie überflüssig diese Worte eigentlich waren.

»Und sie kann nicht schwimmen. Das sollte…« Der Steward brach abrupt ab und wurde bleich. »Sie atmet gar nicht mehr!« entfuhr es ihm. »Sie ist ja tot!«

*

Wie ein Echo hallte das Wort ’tot’ in seinen Ohren nach.

»Sie kann nicht ertrunken sein! Ich war doch sofort bei ihr!«

Hardy erschrak vor seiner eigenen Stimme. In ihm rauschte und dröhnte es, als hätte jemand einen Gong angeschlagen.

Wie in einen fremden Bann gezogen, starrte er auf den schlanken Hals der schönen Frau, deren Gesicht im Sterben eine seltsame Mischung zwischen Lust und Schmerz zeigte.

»Das gibt es doch nicht…«, stammelte er, und sein Herz verkrampfte sich.

Nahm denn dieser furchtbare Alptraum überhaupt kein Ende?

Am Hals der unbekannten, etwa dreißigjährigen Frau gab es eine schmale Blutspur, die an zwei kleinen, offenbar tiefen Wunden begann. Dort sickerten mit letzter Kraft zwei dunkle Blutstropfen hervor.

»Ein Biß! Ein Vampir hat sie angefallen!« entfuhr es rauh und heiser seiner Kehle. »Aber – es gibt doch keine Vampire!« verbesserte er sich sofort wieder, irritiert, bleich und verstört.

»So sicher kann man das nie sagen«, ertönte plötzlich eine Stimme hinter dem Engländer und dem Steward, und beide warfen ruckartig ihre Köpfe herum.

*

Der Engländer und der Steward blickten auf den großen blonden Mann, der einen seidig schimmernden Morgenmantel trug.

Es war der blonde Deutsche mit der athletischen Figur, dem sympathischen Gesicht und den klugen blauen Augen, der an diesem Abend mit seiner exotischen, braunhäutigen Begleiterin beim vielen Tanzen aufgefallen war.

»Wo kommen Sie denn her?« fragte der Steward. Durch das Geschehen ebenso verwirrt wie Poul Hardy fiel ihm im Augenblick nichts Besseres ein.

»Von unten. Es ist etwas stickig in den Kabinen. Die Klimaanlagen sind leider auch ausgefallen.« Mit diesen Worten ging Björn neben den beiden Männern in die Hocke, betrachtete sich die Bißwunde und wurde nachdenklich und ernst.

»Was haben Sie beobachtet?« fragte er leise, kurz aufblickend, mal den Steward, dann Hardy ansehend.

Der Steward konnte nur vom letzten Teil des Geschehens berichten. Hardy holte aus, erwähnte seine Unruhe, seinen Spaziergang auf Deck – und daß er dann den Schrei gehört hätte. Die Frau müsse schon tot gewesen sein, als sie ins Becken fiel.

Er lag richtig mit seiner Vermutung. Die Fremde war nicht ertrunken. In ihrem Körper befand sich kein Tropfen Blut mehr. Das bestätigte auch der Schiffsarzt, der vom Steward herbeigerufen wurde. Mit ihm kam Kapitän Huarto. Dunkle Schatten lagen unter seinen Augen.

»Ich begreife nicht, was hier vorgeht«, murmelte er.

Hellmark konnte das verstehen. Hier wurden Außenstehende zum ersten Mal in ihrem Leben mit außergewöhnlichen Ereignissen konfrontiert.

Im Gehirn des Deutschen fieberte es. Er suchte eine Erklärung für das Ganze und hatte eine Ahnung, aber über die konnte er nicht sprechen.

Huarto kam es darauf an, das Ereignis nicht bekanntwerden zu lassen, um seine Passagiere nicht zu beunruhigen. Der untersetzte Hawaiianer mit dem breiten Gesicht und dem Stiernacken bemühte sich, äußerlich Ruhe und Selbstsicherheit zu wahren. Aber er konnte einen Björn Hellmark nicht täuschen. Der spürte sehr wohl, daß in dem Kapitän ein Vulkan brodelte und er mit den Dingen nicht zurechtkam, weil sie sich in kein vernünftiges Schema pressen ließen.

Erst der unerklärliche Lichtausfall, dann die ausgeblutete Leiche. Was ging auf der »Aloha« vor?

Die Tote trug keine Handtasche bei sich, in der sich eventuell Ausweispapiere fanden.

Von den Anwesenden wußte niemand, wer die Tote war. Erstaunlich war auch, daß niemand sie an diesem Abend im Festsaal gesehen hatte. Aber bei so vielen Menschen konnte man sich an den einzelnen nicht mehr erinnern.

Die Leiche wurde in einen Kühlraum gelegt, der jedoch auch nicht funktionierte und in dem die Temperaturen bereits anstiegen.

Wenn sich nicht bald der Fehler in der Stromversorgung beheben ließ würde es mehr als eine kritische Situation auf der »Aloha« geben. Die Vorräte würden bei der tagsüber herrschenden Hitze verderben, und die Leiche würde verwesen. Den dabei entstehenden Geruch würde jeder wahrnehmen, der an den entsprechenden Kabinentüren vorbeikam. Nach zwei oder drei Tagen aber würde das ganze Schiff anfangen zu stinken wie ein alter Fisch, dann merkten auch die größten Optimisten, daß hier – im wahrsten Sinn des Wortes – einiges faul war.

Huarto hoffte, daß diese Situation nicht kam, aber er bereitete sich darauf vor.

Die »Aloha« gehorchte noch immer nicht dem Steuerrad. Wie von gewaltigen unsichtbaren Händen geschoben, glitt das weiße Schiff durch den Pazifik, und niemand war imstande, den Kurs zu beeinflussen.

Hellmark sprach noch ein paar Minuten mit dem bleichen und verstörten Poul Hardy, und es kam ihm so vor, als ob der Engländer mehr wisse, als er sagte.

Bevor Hellmark seine Kabine aufsuchte, meinte er zu Hardy: »Sollte Ihnen noch irgend etwas einfallen, Mister Hardy, lassen Sie es mich wissen! Es gibt Vampire, auch wenn das lächerlich klingt, und es gibt noch einiges mehr, das weit über unsere Phantasie hinausgeht.«

Der Mann sah ihn dabei an, als könne er ihm bis ins Innerste sehen, und für den Bruchteil eines Augenblicks überlegte Poul Hardy, ob es nicht doch besser wäre, sich jemand anzuvertrauen. Doch dann unterließ er es.

Er fragte nur noch: »Welche Kabine haben Sie, Mister Hellmark?«

»Nummer 33.«

»Ich merk' mir's. Ich bin gar nicht allzu weit von Ihnen entfernt. Meine Kabine liegt auf dem gleichen Deck. Ich bin in Nummer 36 untergebracht. Zwei Türen weiter. Ihnen schräg gegenüber. Wenn mir noch mal ein Vampir über den Weg läuft, werde ich laut schreien. Vielleicht hören Sie mich dann.« Er versuchte zu lächeln, aber sein Gesicht verzerrte sich nur leicht und wurde fratzenhaft.

Sie verabschiedeten sich im Gang und verschwanden in ihren Kabinen.

Es war ruhig auf dem Schiff. An eine wirkliche Gefahr glaubte niemand.

Zu dieser Stunde gab es eigentlich nur vier Menschen, die sich wirklich Gedanken über das bisherige Geschehen machten.

Dies waren der Schiffsarzt, der eindeutig erkannt hatte, daß es sich um eine Bißwunde am Hals der Toten handelte, der Steward, der die Ratlosigkeit seines Kapitäns bemerkt hatte, und Poul Hardy, dem die erneute flüchtige Begegnung mit der rätselhaften Cheryl nicht aus dem Kopf ging und der vor allem darüber nachdachte, daß ausgerechnet in dem Augenblick, als er Cheryl erkannte, das Licht ausging.

Am intensivsten aber machte sich Björn Hellmark über die merkwürdigen Geschehnisse auf der »Aloha« Gedanken.

Irgend etwas kündigte sich an. Es waren die Ausläufer vor dem Sturm. Er spürte das – und konnte nicht einschlafen…

*

Da war noch jemand, der nicht einschlafen konnte.

Eve Gavett.

Die junge blonde Frau mit der Mannequinfigur saß bei Kerzenlicht in der Kabine und starrte gedankenverloren vor sich hin.

Sie fürchtete sich nicht, denn sie wußte nichts von den Vorfällen, die andere beschäftigten. Sie dachte an einen Mann, und eine Idee kam ihr: ihn einfach in seiner Kabine aufsuchen, ihn vor eine Entscheidung stellen. Es gab keinen Mann, der ihr widerstand! Da wäre Hellmark der erste…

Ihre Augen glänzten, und ein spitzbübisches Lächeln umspielte ihre roten Lippen.

Sie hatte in dieser Nacht viel Sekt getrunken, der war ihr zu Kopf gestiegen. Eve Gavett fühlte sich seltsam erheitert und beschwingt. Sie war zu allem aufgelegt.

Die junge Frau lachte leise vor sich hin. »Du bist verrückt. Eve«, sagte sie. »Aber was soll's? Verrückt sein, ist etwas Schönes!«

Sie erhob sich – und torkelte. Ihre Standfestigkeit war nicht sehr groß.

»Reiß’ dich zusammen, Eve«, redete sie leise vor sich hin. »Du hast schon andere Situationen gemeistert.«

Sie nahm die Kerze und näherte sich ihrer Tür. Die Kabine der Freundin lag nebenan.

Es waren die Nummern 28 und 26, ziemlich am Ende des langen Korridors.

»Das Schiff schwankt«, murmelte die Amerikanerin. »Dabei haben die in dem Prospekt geschrieben, daß… hick… selbst bei schwerstem Seegang die Kreiselstabilisatoren jeden Ausgleich schaffen…«

Eve hielt sich an der Tür fest, schloß drei Sekunden lang die Augen und setzte dann vorsichtig einen Fuß vor den anderen, als müsse sie erst überlegen, wie das mit dem Laufen überhaupt noch war.

»Du bist beschwipst. Eve.« Wieder lachte sie leise und drehte den Kopf zurück, weil sie glaubte, vom Ende des Korridors käme jemand aus dem Dunkeln auf sie zu. »Hallo? Ist da jemand?« fragte sie, die Kerze nach vorn streckend. Bizarr und gespenstisch wirkte das Licht- und Schattenspiel auf der grauweißen Plastikwand. Der Schatten, den ihre Hand und ihr rechter Arm warfen, war plump und zerflossen. Eve sah nichts, hatte aber das Gefühl, daß dort in der Dunkelheit jemand stand, den sie nicht wahrnehmen konnte…

Dann war dieses Gefühl plötzlich wieder weg, die junge Frau wandte sich um und pochte leise an Dorothy O’Thails Tür.

»Ja, wer ist da?« fragte eine Stimme von innen.

Dorothy schlief also auch noch nicht. Ob sie das gleiche dachte wie sie? Die Gedanken an ihr Vorhaben ließen sie kichern. Sie benahm sich wie ein kleines Mädchen.

»Ich bin’s Eve.«

»Komm ’rein! Die Tür ist nicht abgeschlossen.«

»Na, du bist aber leichtsinnig…«, sagte Eve Gavett, während sie die Klinke drückte und die schmale Tür lautlos nach innen schob. Die Kabine dahinter lag völlig im Dunkeln »Stell’ dir vor, der glatzköpfige Inder taucht hier auf und merkt, daß die Tür nicht verschlossen ist! Nicht auszudenken, was er dann mit dir macht…«

Eve kicherte.

Aus diesem Kichern wurde ein Aufschrei!

In dem Augenblick, als Eve Gavett die Schwelle überschritt, schlug die Tür hinter ihr zu, als ob Zugluft herrschte.

Ein eiskalter Wind blies ihr ins Gesicht, die Kerzenflamme flackerte und wurde einen Moment lang höher und heller…

Im gespenstisch zuckenden Licht sah Eve Gavett ein furchtbares Bild, daß das kalte Grauen sie packte.

*

Auf dem schmalen, weiß bezogenen Bett lag ein Kopf inmitten einer Blutlache. Der Kopf ihrer Freundin – Dorothy O'Thail!

*

Eve Gavett erstarrte zur Salzsäule und war unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Alles Leben schien aus ihrem Körper gewichen.

Da lag noch mehr von Dorothy…

Auf dem Tisch ein Arm… In der Ecke neben dem Schrank lehnte der Rumpf… Mitten im Raum stand ein gläserner Behälter mit einer schillernden, zähen Flüssigkeit, daneben ein flacher Tisch mit zahlreichen gebrauchten Instrumenten.

Diese Kälte, diese Atmosphäre, dieses Grauen war unbeschreiblich…

Wie ein Keulenschlag traf Eve das Geschehen, ohne daß sie es begriff. Doch sie registrierte, daß sie wie von Sinnen schrie und ihr ganzer Körper bebte, als würde sie durchgeschüttelt.

Die Tür wurde aufgerissen. Eve Gavett erhielt einen Stoß in den Rücken, daß sie nach vorn taumelte und ihren Fall nicht mehr kontrollieren konnte. Sie stürzte genau auf das blutbesudelte Bett mit dem Kopf ihrer Freundin, und die großen, weitaufgerissenen Augen starrten sie an und schienen direkt auf sie zuzukommen…

Grinste Dorothy?

Eve Gavett schrie noch immer, als bereits starke Hände sie packten, hochrissen und hinausschleppten vor die Tür.

Das ehemalige Barmädchen schluchzte und schlug um sich. Alles um sie herum war eingetaucht in einen wirbelnden, blutigen Nebel. Sie erkannte nicht den Mann, der sie aus dieser scheußlichen Kabine herausgeholt hatte, die an Frankensteins Labor erinnerte.

Der blonde Mann schlug ihr mehrmals auf die Wangen.

Björn Hellmark konnte die Tobende nicht beruhigen.

Sie erkannte ihn nicht und stand unter einem Schock.

In der Umgebung wurden Türen aufgerissen. Menschen stürzten auf den Gang. Im ersten Moment sah es für die meisten so aus, als wolle Hellmark der um sich Schlagenden Gewalt antun.

Pepe und Mahay tauchten auf, auch Carminia war durch den Lärm aufgewacht und stürzte nach draußen.

Hellmark rief dem Inder etwas zu. Er sollte verhindern, daß jemand in die Kabine Dorothy O'Thails eindrang.

Aber da waren Neugierige schneller als Mahay, der zu spät auftauchte.

Schreie und Rufe wurden laut. Irgend jemand sagte etwas von einem furchtbaren Verbrechen. Im Nu herrschte auf dem schmalen Korridor zwischen den Kabinentüren ein wildes Durcheinander.

Von Mord war die Rede. Jemand übergab sich. Eine Frau wurde ohnmächtig. Der Kapitän und zwei Offizieren stürzten über die Treppen nach unten. Der Kapitän hatte nur einen khakifarbenen Pyjama und eine Uniformjacke an.

Seine Offiziere hatten sich erst gar nicht die Mühe gemacht, etwas über ihr Nachtzeug zu ziehen, das ebenfalls nur aus einem hellen Schlafanzug bestand.

Alle redeten durcheinander. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem verabscheuungswürdigen Verbrechen. Ein unheimlicher Mörder befand sich unter ihnen…

Huarto holte Verstärkung herbei. Nur unter größter Anstrengung war es möglich, die Kabine der Toten abzuschirmen und weitere Neugierige fernzuhalten.

Eve Gavett wurde indessen behandelt. Der Schiffsarzt hatte ihr eine starke Beruhigungsspritze gegeben. Bleich, mit eingefallenen Wangen und zuckenden, blutleeren Lippen lag sie im Krankenzimmer und bekam zum Glück von der ganzen Aufregung nichts mehr mit.

Huarto kehrte schreckensbleich aus der Kabine zurück.

»Sie waren zuerst bei ihr gewesen, nicht wahr?« wandte der Kapitän sich an Björn Hellmark.

Der Deutsche nickte. »Ich hörte sie schreien. Da bin ich herausgerannt und habe die Bescherung gesehen.«

»Sie haben niemand davonlaufen sehen?«

»Nein.«

Huarto nagte an seiner Unterlippe. »Eins ist merkwürdig, Mister Hellmark.«

»Was finden Sie merkwürdig, Kapitän?«

»Ich hatte das Glück, Ihnen bereits zum zweiten Mal zu begegnen. Und jedesmal war gerade etwas passiert, was sich nicht erklären läßt.«

»Was wollen Sie damit sagen, Kapitän?«

»Nichts! Es ist nur so eine Überlegung…« Huarto musterte den Deutschen dabei mit seltsamem Blick.

»Sie bringen mich mit den Ereignissen in Zusammenhang.«

»Das habe ich nicht gesagt. Mir ist eben nur aufgefallen, daß Sie immer schnell an Ort und Stelle sind.«

»Ich war den Ereignissen näher als Sie, Kapitän.«

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich.

»Sie sind mir nicht unsympathisch«, murmelte Huarto. »Im Gegenteil! Doch Sie sind mir ein Rätsel!«

»Ich kann mir denken, was jetzt hinter Ihrer Stirn vorgeht, Kapitän.«

»Dann sind Sie ein Hellseher.«

»Nein, aber ich kann zwei und zwei zusammenzählen. Sie wissen, Sie müßten jetzt umgehend die Polizei benachrichtigen. Aber Sie

können es nicht. Ich möchte jetzt nicht in Ihrer Haut stecken. Sie vermuten einen perversen Mörder auf der 'Aloha'. Ich glaube, hier liegen Sie falsch. Hier darf und kann man nicht mehr mit normalen Maßstäben messen. Denken Sie nur an die fremde Frau mit der Bißwunde! Es scheint, als ob Dracula hier umgeht. Jetzt haben wir es plötzlich mit Frankenstein zu tun. Alles ist so verworren. Die 'Aloha' ist zu einer Art schwimmenden Sarg geworden. Niemand weiß recht, wohin es geht und was weiter werden soll...« Dieses Gespräch setzte Björn in der privaten Kabine des Kapitäns fort. Er hatte Huarto darum gebeten. »Ins Bild paßt auch, daß Sie in der Kabine von Misses O'Thail einen Glasbehälter finden, wie er in Frankensteins Labor angebracht ist, hier aber überhaupt nichts zu suchen hat. Wo kommt der Glasbehälter her? Wer hat ihn dorthin gebracht? Das sind nur zwei von vielen Fragen, die sich uns stellen. Aber da gibt es noch etwas anderes, was mich brennend interessieren würde: man weiß noch immer nichts über die Fremde, deren Blut ausgesaugt wurde. Sie haben keine leere Kabine feststellen können, und vermißt wird offenbar auch niemand.«

»Das kann man jetzt noch nicht sagen«, murmelte Huarto. Er goß Hellmark und sich einen Whisky nach. »Komisch, wie wir beide hier sitzen, nicht wahr?« meinte er unvermittelt. »Sie stellen Fragen wie die Leute von der Polizei. Sind Sie vielleicht einer von der Sorte?«

»Nein, Kapitän. Aber auch ich suche nach finsteren Elementen. Nach solchen, die oft nicht aus Fleisch und Blut sind.«

»Sie glauben – an Gespenster?«

»Wenn Sie es so nennen wollen, dann muß ich mit einem klaren 'Ja' darauf antworten. Was auf der 'Aloha' geschieht, ist nicht Menschenwerk! Ich kriege das dumpfe Gefühl nicht los, dass wir Dinge zu hören und zu sehen, bekommen, die in Wirklichkeit gar nicht existieren.«

Huarto klappten die Kiefer herab.

Björn fuhr fort: »Das hört sich für einen Außenstehenden, der sachlich und nüchtern die Dinge zu sehen glaubt, merkwürdig an. Aber schließlich ist seit dem rätselhaften Stromausfall auf der 'Aloha' alles merkwürdig, nicht wahr? Nichts mehr paßt zusammen, alles spielt verrückt. Menschen und Maschinen. Im Moment geschieht alles, um uns in Schrecken zu versetzen. Ich bin davon überzeugt, daß bei Tageslicht manches anders aussieht. Geister und Dämonen brauchen die Nacht. Das ist ihr Metier. Halten Sie mich nicht für verrückt! Alles, was ich sage, mag Ihnen seltsam und verworren vorkommen. Ich möchte Sie um eins bitten: Halten Sie mich auf dem laufenden, was an merkwürdigen Ereignissen auf der 'Aloha' auch immer passiert! Ich werde versuchen, Ihnen zu helfen. Ich weiß nicht, in welcher Form das möglich sein wird – und ob es möglich ist. Es ist mir wichtig, Ihr

Vertrauen zu besitzen. Ich möchte ganz offen mit Ihnen reden…«

Das tat er denn auch. Huarto unterbrach ihn nicht ein einziges Mal. Es klang alles ziemlich unglaubwürdig, was Björn ihm plausibel zu machen versuchte. Hellmark sprach von Geistern und Dämonen wie ein anderer über die Errungenschaften der modernen Technik.

Er sprach davon, daß es verschiedene Gruppen von Dämonen gab, höhere und niedere Geister aus dem geheimnisvollen Schattenreich, das die sichtbare Welt umgab, und daß selbst hier noch verschiedene Untergruppen zu unterscheiden waren, wie man die Gattung Mensch in unterschiedliche Volksstämme einteilte.

Es gab die Dämonen Molochos' und die Satans, es gab die Geisterwesen der Jenseitswelten, die blutrünstigen Ursen, die bisher nur ein einziges Mal in Erscheinung getreten waren, es gab die rätselhaften Wesen in den Paralleluniversen, und es gab auch Mandragora und Phantoma, deren Tochter, die auf furchtbare Weise diese Erde heimsuchten und wie die anderen Geistwesen die Existenz Hellmarks und anderer Menschen bedrohten.

Die düstere, unbegreifliche Welt der Schattenwesen war komplizierter als manch einer glauben mochte.

Björn ließ auch durchblicken, daß er die augenblicklichen Geschehnisse auf das Wirken dieser unsichtbaren Mächte zurückführte, daß irgend jemand mit großer Macht hier eingriff und die irdischen Gesetze über den Haufen warf, daß er aber noch keine akute Gefahr sehe.

»Wir werden beobachtet – und irgend etwas Unsichtbares bewegt sich unter uns«, schloß er seine Ausführungen. »Es geht Schlag auf Schlag. Unsicherheit und Schrecken verbreiten, heißt die Devise. Ich kann es Ihnen nicht begründen, aber ich habe inzwischen soviel Erfahrung im Umgang mit den geschilderten Mächten gewonnen, daß ich das Gefühl nicht loswerde, als sollten wir bewußt in Panikstimmung fallen. Unsere Lage soll aussichtslos werden – und dann vielleicht erst kommt der große Knall. Die Fremde, die von dem Engländer aus dem Swimmingpool gezogen wurde, die schrecklichen Bilder in der Kabine von Dorothy O'Thail – das alles paßt ins Bild. Beides geschah kurz hintereinander. Wir sollen nicht zur Ruhe kommen und…«

Björn unterbrach sich.

Kapitän Huarto bemerkte im gleichen Augenblick wie Hellmark, daß die Schlingerbewegung des Schiffes sich verstärkten. Plötzlich wütete ein starker Sturm.

Es heulte und pfiff, Gischt schäumte um Bug und Heck, und die See war aufgewühlt, als wolle sie das weiße Schiff verschlingen.

Das Toben der Elemente wuchs.

Huarto war kreidebleich.

Björn nickte. »Wie ich gesagt habe. Jetzt geht’s weiter. Jemand will sein unheimliches Spielchen mit uns weitertreiben. Uns bleibt nichts anderes übrig als mitzuspielen…«

Diesmal war das Geschehen nicht auf eine bestimmte, einzelne Person beschränkt, diesmal bekamen es alle zu spüren.

Schreie hallten durch das Schiff. Der Sturm tobte.

»Das gibt es nicht!« ächzte Huarto. Der erfahrene Seemann krallte sich am Tisch fest. »Ein Unwetter kündigt sich an. Bis vor wenigen Minuten hatten wir noch klaren Sternenhimmel!«

Björn flog gegen die Tür. Die »Aloha« bäumte sich auf wie ein wildes Pferd. Der Deutsche umfaßte die Klinke.

Auf dem weißen Schiff war der Teufel los. Alles schrie durcheinander. Menschen wurden wie auf einer Rüttelmaschine hin und her geworfen. Sie flogen wie lästige Insekten gegen Türen und Wände. Viele schnallten sich auf ihren Liegen fest, um diesem plötzlichen Sturm nicht völlig ausgeliefert zu sein.

Die Mannschaft hatte alle Hände voll zu tun.

Eine Windbö nach der anderen jagte wie ein böser Atem über die Deckaufbauten. Die Rettungsboote ächzten in ihren Haken. Steil und schäumend stiegen die Wellen empor und fluteten über Deck.

Der Himmel war grau-grün, und wenn man Gelegenheit hatte, einen Blick durch die verspritzten Fenster zu werfen, glaubte man, daß die »Aloha« von einer riesigen Kuppel eingehüllt war, innerhalb derer sich das Unwetter abspielte.

Alle Elemente waren hier beschworen. Das ging nicht mit natürlichen Dingen zu!

Björn schlidderte förmlich durch den Gang und prallte mit jemand zusammen.

»Rani!« stöhnte Hellmark. Er schüttelte sich. »Immer dann, wenn man am wenigsten erwartet, dich zu treffen, bekommt man dich zu sehen.«

Der Mann aus Bhutan stieß hörbar die Luft durch die Nase. »Manchmal trifft man einen, den man gar nicht treffen will. Aber in diesem Fall ist es umgekehrt. Ich hab’ dich gesucht.«

»Das war gar nicht so einfach bei diesem Gedränge.«

»Du hast es wieder mal erfaßt.« Dem Inder liefen die Schweißtropfen übers Gesicht. »Ich frag’ mich, woher plötzlich das Unwetter kommt. Ich hoffe, du hast Molochos nicht extra gerufen. Irgend etwas ist doch hier faul.«

»Deshalb bin ich unterwegs, Rani. Ich will mir mal die Kühlkammer ansehen.«

Mahay zuckte zusammen. Die »Aloha« schlingerte. Der Koloß von Bhutan und Björn hielten sich an den Stangen fest, die wie ein Geländer in Hüfthöhe an den Wänden angebracht waren. »Du hast

sonnige Nerven«, maulte der Inder. »Auf der 'Aloha' ist der Teufel los. Keiner weiß weder aus noch ein – und du willst einen Spaziergang in die Kühlkammer machen, die keine Kühlkammer mehr ist. Hast du eine Freundin dort versteckt? Die hübsche Blonde, die dir so heiße Blicke zuwarf? Ich würde dir empfehlen, vorsichtig zu sein. Carminia läßt da nicht mit sich spaßen, obwohl es im Moment unwahrscheinlich ist, daß sie hier aufkreuzt. Sie hat zu kämpfen.«

»Wie geht es ihr und Pepe?« fragte Björn. Er lief mehrere Schritte weiter nach hinten, um die Treppe zu erreichen, die nach unten führte. Mahay blieb dem Freund dicht auf den Fersen.

»Ich habe sie beide festgezurrt, damit sie nicht von den Liegen fallen. Sie befinden sich in einer Kabine. Nach dem Frankenstein-Abenteuer von vorhin wollte ja keiner mehr allein sein. – Aber zum Teufel noch mal, was willst du eigentlich in der Kühlkammer?«

»Laß den Teufel aus dem Spiel! Ich krieg' das Gefühl nicht los, daß er uns seine Großmutter auf den Hals gehetzt hat. – Du kannst mitkommen. Ich glaube, wir werden dort eine kleine Überraschung erleben.«

Mahay war es gewohnt, daß Björn oft nicht ganz mit der Sprache herausrückte, solange er sich über eine Sache nicht sicher war.

»Kannst du mir nicht wenigstens einen kleinen Tip geben?«

»Vielleicht den: überall kann sie nicht gleichzeitig sein. Der Zauber, der bisher veranstaltet wurde, geht vermutlich auf eine einzelne Person zurück. Aber was jetzt passiert, da hat sie wahrscheinlich einige Hilfsgeister mit ins Spiel gebracht. Sie läßt die Puppen tanzen, um uns das Gruseln zu lehren. Und sie wird Erfolg damit haben. Schwache Nerven halten diese Belastung nicht lange durch, und manch einer wird über kurz oder lang durchdrehen. Es wird zu Kurzschlußreaktionen einzelner kommen, wenn nicht gar zu einer Panik.«

»Phantoma!« entfuhr es Mahay.

»Die Tochter der Finsternis, ja. Ich vermute, daß sie sich hier aufs Schiff geschmuggelt hat, um mit mir eine alte Rechnung zu begleichen.«

*

Sie benötigten fast zehn Minuten, ehe sie die Treppe zum tiefer gelegenen Deck erreichten.

Viele Passagiere der »Aloha« waren einem Zusammenbruch nahe. Die Mannschaft tat, was sie konnte. Über Megaphone wurde um Ruhe und Ordnung gebeten und darauf hingewiesen, daß sich niemand zu ängstigen brauche.

Das plötzliche Unwetter, das niemand sich erklären konnte, könnte

dem Ozeanriesen nichts anhaben.

In Kürze sei man aus dem Schlechtwettergebiet heraus. Am besten wäre es, in den Kabinen zu bleiben, sich dort hinzulegen und anzuschnallen, um Übelkeit und Erbrechen und vor allem Verletzungen zu vermeiden.

Nur bei den wenigsten Passagieren fruchtete dieser Hinweis. Die »Aloha« war zu einem Tollhaus geworden. Hier saßen die Menschen – im wahrsten Sinn des Wortes – in einem Boot. Hier konnte man nicht einfach fliehen und einen sicheren Ort aufsuchen.

Es war unheimlich, pfiff und heulte, und die Brecher schlugen dumpf grollend gegen den Schiffsrumpf.

Einmal tauchte das Schiff tief ein, als es in einem riesigen Wellental verschwand. Es sah aus, als wolle das aufgepeitschte Meer das winzige, lästige Etwas einfach verschlingen. Eine trübe Wasserwand stieg kerzengerade an der Breitseite auf, dann rollte eine Welle von vorn heran und hob das Schiff wieder in die Höhe.

Der graue, tobende Himmel kam in Sicht.

Alles schien eins zu werden, Meer und Himmel. Es ächzte und stöhnte, und in das Heulen des ungewöhnlichen Sturms, der die »Aloha« vor sich hertrieb, mischten sich seltsame schrille Laute.

Björn fummelte den Schlüssel, den er von Kapitän Huarto zum Öffnen der Kühlkammer erhalten hatte, aus seiner Hosentasche.

»Sieht fast so aus, als ob Huarto mit seiner Prognose recht gehabt hätte«, machte Rani sich unvermittelt bemerkbar. »Das Schaukeln läßt nach. Der Sturm ebenfalls. Scheint wieder alles gut zu werden.«

»Nur merkwürdig, daß es gerade jetzt so weit ist, da wir vor der Kühlkammer stehen.«

Björn drehte den Schlüssel im Schloß herum.

»Das paßt zu meiner Theorie. Sie kann nicht überall gleichzeitig sein.« Die Tür schwang nach innen. Tiefe Dunkelheit überfiel die beiden Männer. Hier im Kühlraum, in dem hauptsächlich Getränke lagerten, waren die Temperaturen schon beträchtlich angestiegen und unterschieden sich kaum noch von denen in anderen Kabinen auf dem Schiff.

Huarto hatte einen Teil der Getränkevorräte herausschaffen lassen und damit für Platz gesorgt. Auf einer schmalen Notliege, mit einem feuchten Tuch abgedeckt, war die Leiche auf gebart.

Noch sah man sie nicht, denn auch hier konnte man wie überall im Schiff kein Licht anknipsen.

Björn hatte eine Taschenlampe dabei, ebenso Mahay.

Um sich im Gang zurechtzufinden, hatten sie sie bereits benutzt.

Hellmark ließ den Strahl ins Innere der Kühlkammer wandern. Mit ruhiger Hand richtete er ihn auf die Liege.

Er glaubte, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, und doch hatte er

das erwartet, was er sah.

Die unbekannte Tote war verschwunden – die Liege leer!

*

»Die blutleere Leiche hat sich selbständig gemacht«, knurrte Björn. »Man meint, ich hätte es geahnt. Phantoma macht Mätzchen. Erst Vampirleiche, dann nimmt sie die Gestalt Dorothy O'Thails an und löst sich in ihre Einzelteile auf und schließlich…«

»… steht sie wiederum in jener Gestalt vor dir, Björn Hellmark, die sie so menschlich, so anziehend macht«, sagte eine eisige Stimme aus der Dämmerung schräg hinter ihm.

Björn wirbelte herum. Wie auf ein stilles Kommando hin stand Mahay neben ihm.

Ein eiskalter Luftzug streifte ihre Gesichter, eine Windbö fegte durch den Kühlraum und schlug die Kabinentür hinter ihnen zu.

Phantoma stand vor ihnen! In ihrer ganzen verführerischen Schönheit, auf welche die Männer hereinfielen…

Das dichte, schwarze Haar fiel füllig auf ihre nackten Schultern, ihre Augen glänzten wie blankpolierte Edelsteine, und ihrer Haut entströmte ein verführerischer Duft. Das lange, seidig knisternde Kleid betonte ihre ideale Figur, und ihr wohlproportionierter Körper zeichnete sich deutlich darunter ab, die Linien ihrer Schenkel, ihre Hüften…

Feucht schimmerten die roten Lippen der Schönen, die in einer dämonischen Welt geboren wurde, deren Existenz auf die Neugierde und schließlich das Opfer einer jungen Frau zurückging, die sich zu weit in die gefährliche Materie unbekannter magischer Künste gewagt – und dabei verloren hatte.

»Die Stunde der Wiederbegegnung! Wer hätte gedacht, daß es unter solchen Umständen dazu kommen würde«, fuhr sie fort, noch ehe Björn und Rani auch nur ein einziges Wort sprechen konnten. »Diese Begegnung stand in den Sternen. Unvorbereitet, ungewarnt sollte sie für dich kommen, Björn Hellmark. Seit langer Zeit schon beobachte ich dich. Ich wartete den richtigen Zeitpunkt ab. Der ist jetzt gekommen!«

»Du hast geschworen, mich zu vernichten«, murmelte Björn. Während er sprach, näherte er seine Linke langsam der Hosentasche.

»Wie du geschworen hast, das gleiche mit mir zu tun!« Ihr leises Lachen klang gefährlich und paßte überhaupt nicht zu ihrem Aussehen. »Aber das wird dir nicht gelingen. Und schon gar nicht mit der Maske, hast du das ganz vergessen?«

Ihr Blick wich nur ganz gering nach unten ab und erfaßte Björns Hand, die die Dämonenmaske herausziehen wollte.

Hellmark preßte die Lippen zusammen. Sie hatte recht, was sie sagte: die Dämonenmaske wirkte bei ihr nicht.

Phantoma war aus einem anderen Holz geschnitzt. Das Schwert des Toten Gottes hatte sie gefürchtet, aber das hatte er im Moment nicht dabei. Denken und handeln war bei ihm oft eins. Blitzschnell konzentrierte er sich auf seine Fähigkeit seinen Doppelkörper entstehen zu lassen. Im Bruchteil eines Augenblicks würde er das Schwert aus der Kabine holen und bei der Entmaterialisation seines Zweitkörpers in der Hand halten. Er konnte aber auch als Macabros unmittelbar neben Phantoma zu stehen kommen ohne seinen Originalkörper überhaupt einen einzigen Schritt zu versetzen.

Doch sein Vorhaben klappte nicht!

Entweder war er durch die aufeinander folgenden Vorgänge so geschwächt, daß er seinen Ätherkörper nicht entstehen lassen konnte, oder aber die Nähe Phantomas und der unsichtbaren Wesen, die außerhalb des Schiffes die Elemente zum Wüten brachten, verhinderten es.

Intuitiv erfaßte der Inder die Situation und merkte, daß Björn gehandikapt war. Er reagierte auf seine Weise.

Ehe Hellmark es verhindern konnte, machte er einen schnellen Schritt nach vorn.

»Vorsicht, Rani!« brüllte Björn noch. Er kannte Phantomas Fähigkeiten, Mahay aber hatte so gut wie keine Erfahrungen mit ihr.

Er lief praktisch in sein Verderben.

Der sympathische Glatzkopf mit den Muskeln eines Titanen bewegte sich mit einer erstaunlichen Wendigkeit, die man seinem massigen Körper gar nicht zutraute.

Aber die unheimliche Dämonengesandte von einem fernen Stern, der Zauberwelt Mandragoras, war eine Zehntelsekunde schneller.

Es klatschte. Wie eine riesige, überdimensionale Peitschenschnur zischte etwas durch die Luft.

Das war Phantomas Arm. Aber er hatte nicht mehr die Länge und die Form eines Arms.

Eine dicke, riesige Schlange zuckte auf Mahay zu und schlang sich um den Oberkörper des bronzefarbenen Mannes, ehe der begriff, was ihm geschah.

Der Inder spannte sofort seine Muskeln an, um zu verhindern, daß der sich um ihn schlängelnde Riese ihm die Luft abstellte.

Phantoma stand unbeweglich wie eine Statue. Der eine Arm fehlte ihr. Sie konnte ihre Gliedmaßen verändern und verwandeln, wie immer sie wollte, sie konnte ihren ganzen Körper in fremdartige organische Substanz und sogar in feste, unbelebte umsetzen.

Mahay stöhnte und kämpfte wie ein Bär.

Björn wollte dem Freund sofort zu Hilfe kommen.

Schwarz, groß und fauchend schnellte da etwas durch die Luft.

Eine riesige Katze. Instinktiv riß Hellmark noch beide Arme hoch und hielt sie abwehrend vors Gesicht, als er die langen, gebogenen Krallen sah.

Heiß und brennend bohrten sie sich in seine Haut und rissen sie auf.

Björn wurde durch den Aufprall zu Boden gerissen. Die Katze fauchte wild. Wie durch einen Schleier nahm Hellmark Phantomas Gestalt wahr, die nun beide Arme verloren hatte.

Ihre verwandelten, magischen Glieder arbeiteten für sie.

Björn und Mahay kämpften um ihr Leben. Hellmark spürte die messerscharfen Zähne, die sich in seine Schultern und Hände schlugen. Warm rann das Blut seine Haut hinab und wurde von dem zerrissenen Hemd aufgesogen.

Nur mit Mühe gelang es ihm, den wilden, ungezähmten Körper der schwarzen Katze zur Seite zu drücken und den Kopf des Tieres so weit herum, daß sich die dolchartigen Zähne nicht in seine Halsschlagader bohren konnten.

Es war ein kurzer, erbitterter Kampf. Hier zählte nur die Körperkraft. Björn setzte alle seine Reserven ein. Er schaffte es, das große, schwarze Tier auf die Seite zu drücken. Schon setzte er an, seine Hände um die Kehle der Bestie zu legen, als er ins Leere griff. Durch den eigenen Schwung wurde er nach vorn gerissen.

Ein eisiges Lachen traf seine Ohren.

»Narren, die ihr seid. Glaubt ihr wirklich, mit Phantoma fertig zu werden?« Die Tochter der Finsternis wirkte nun gar nicht mehr so schön und anziehend wie noch vor wenigen Augenblicken. Sie blickte finster, ihre Lippen waren verkniffen, und eine steile Falte mitten auf der Stirn verstärkte den Eindruck des Bösartigen in ihrem Gesicht.

Mahay torkelte gegen die Wand. Es gab einen dumpfen Schlag. Ein Kistenstapel, an dem er Halt zu finden hoffte, erwies sich bei der Stärke seines Zugriffs als zu wacklig. Der Stapel kippte nach vorn, und es krachte und schepperte, als wäre eine Granate eingeschlagen. Durch die Schlingerbewegung des Schiffes schon aus der Halterunge gelockert, schlugen nun Kisten, Flaschen und Dosen zu Boden.

Mahay führte auf den unter seinen Füßen wegrollenden Weißblechdosen einen regelrechten Eiertanz auf in der Hoffnung, das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Diese Hoffnung erfüllte sich für ihn nicht.

Er wurde regelrecht mit nach vorn gerissen. Die Taschenlampe, schon lange seiner Hand entfallen, lag irgendwo in einer Ecke, von zahlreichen Dosen verdeckt, und nur noch ein winziger Lichtpunkt von ihr war zu sehen.

Hellmarks Lampe hatte das gleiche Schicksal ereilt.

Schweratmend lagen die beiden Männer am Boden.

»Ich hätte euch töten können, aber das wäre zu einfach gewesen. Ihr sollt das Grauen in seinem ganzen Ausmaß kosten! Die 'Aloha' soll zu einem schwimmenden Irrenhaus werden, und viele andere vor euch werden sterben. Aber ihr noch lange nicht… Die Lebenden werden die Toten beneiden. Das ganze Schiff werde ich der Hölle schenken. Verzweifelte Seelen werden hier untergehen, niemand wird entkommen. Und wenn es am Unerträglichsten geworden ist, dann kommt ihr an die Reihe. Ich werde den Triumph davontragen. Phantoma, die Tochter der Finsternis…«

Ihre Stimme hallte und dröhnte durch den Kühlraum.

Das Bullauge flog auf. Phantoma wurde zu einem langen, gestreckten Schatten und förmlich hinausgesaugt an die frische Luft.

Der Wind hatte sich gelegt.

Noch immer aber war die See nicht spiegelglatt unter der »Aloha«.

Björn und Rani rappelten sich auf und stürzten zu dem Bullauge.

Die bizarre grau-grüne Wolkendecke draußen riß auf, erste Sterne funkelten wieder vom Himmel herab.

Ein riesiger, sich entfaltender Schatten stieg vor ihnen empor und sackte plötzlich herab. Mit der auf die Seitenwand der »Aloha« zukommenden Schaumwelle geschah plötzlich etwas Eigenartiges.

Eine nackte menschliche Gestalt, der Oberkörper einer bildschönen Frau, der Körper Phantomas, tauchte auf…

Schrilles Kreischen und häßliches, abstoßendes Kichern tönte aus dem rauschenden Schaumberg, der die nackte Gestalt umhüllte wie einen Mantel.

Phantoma, aus dem Schatten wieder zu Fleisch und Blut geworden, streckte die Arme aus, als wolle sie fliegen. Gischtflocken umtanzten sie. Aus dem Wellenkamm stiegen furchterregende, fischgesichtige Ungetüme. Zottige Höllenkreaturen kreischten und quiekten und verschmolzen mit dem Wellengebirge aus Wasser und Schaum, das die Dämonentochter Mandragoras wie einen Schleier hinter sich herschleppte.

Der untere Teil ihres Leibes sank tiefer ins Wasser, während die fischgesichtigen Schlangen um sie herumzuckten. Ihre Marionetten, ihre Hilfsgeister, die sie auf Schritt und Tritt begleiteten, wurden nur sichtbar, wenn sie es befahl.

Diese kleine, schreckliche Armee aus einem finsteren Winkel des Universums stand jederzeit zu ihrer Verfügung.

Das Wasser unterhalb des Nabels von Phantoma nahm eine eigenartige Struktur an, als befehle sie diesem Element seine Form zu ändern.

Es wurde zu einem großporigen Etwas, das sich aus der Schlangenhaut entwickelte, die sich von Phantomas Unterleib schälte.

Die fischgesichtigen Bestien, die zottigen Ungeheuer mit den unbeschreiblichen Fratzen, den schiefstehenden Zähnen, hervorquellenden Augen und bluttriefenden Lippen verschmolzen mit dem wasserartigen Schleier.

Kein Geräusch war mehr, außer dem leisen, dahinstreichenden Wind, der den endlos scheinenden Pazifik sanft kräuselte.

Die Ruhe nach dem Toben war unheimlich.

Es schien, als wäre überhaupt nichts gewesen.

*

»Ich werde verrückt!« Er schrie die drei Worte heraus, daß sie schaurig durch die kleine Kabine hallten.

Poul Hardy schlug dreimal seinen Kopf hart an die Kabinenwand und starrte dann wieder durch das Fenster, zu dem er gelaufen war, als der Sturm sich ebenso rätselhaft und plötzlich wieder legte, wie er begonnen hatte.

Er war außer Hellmark und Mahay der einzige an Bord der »Aloha«, der die alptraumhaften Bilder gesehen hatte.

Der Engländer schlug die Hände vors Gesicht. Er merkte, wie sehr er zitterte und daß sich dieses Zittern nicht legte.

Hardy rannte zur Tür. Er wollte jetzt nicht mehr allein sein. Alles in ihm sträubte sich gegen das, was er als Halluzination wahrgenommen zu haben glaubte.

Er verlor den Verstand! Nun gab es keinen Zweifel mehr für ihn.

Er sah Gespenster. So wollte er nicht leben und mußte dem allem ein Ende machen.

Der Korridor lag leer vor ihm. Ganz hinten sah er ein Besatzungsmitglied in einer Kabine verschwinden.

Hardys Blicke blieben auf dem Nummernschild der 33er Kabine schräg gegenüber kleben. Im Korridor brannte nicht mehr als eine Gaslampe. Das weißliche Licht streute weit, so daß eine Dämmerung herrschte, in der man sich gut zurechtfand.

Hardy kaute auf seiner Unterlippe, als er sich der Tür näherte, hinter der er Björn Hellmark vermutete.

Er mußte diesen Mann sprechen! Die Idee kam ihm ganz plötzlich, und er gab dem Gedanken nach. Dreimal klopfte er an.

Niemand rührte sich.

In der 35er Kabine war die heißblütige Südamerikanerin untergebracht, mit der der Deutsche praktisch keinen Tanz ausgelassen hatte. Vielleicht hielt Hellmark sich dort auf.

Nach dem plötzlichen Wetterumschwung waren viele Alleinreisende aus Angst zu anderen Passagieren in die Kabinen gegangen.

Vielleicht hatte auch Hellmark das getan.

Es kam auf einen Versuch an. Er, Hardy, mußte mit jemand sprechen. Es war eigenartig, daß er sich entschlossen hatte, sich ausgerechnet diesem Mann anzuvertrauen und mit seiner Geschichte nicht zu Kapitän Huarto zu gehen.

Hellmark hatte Dinge zur Sprache gebracht, die ungewöhnlich waren, und er hatte den Engländer ausdrücklich aufgefordert, sich auf alle Fälle an ihn zu wenden, wenn ihm noch etwas einfalle.

Das war sehr höflich ausgedrückt gewesen.

Der Deutsche schien bemerkt zu haben, daß er von Anfang an etwas verschwiegen hatte, aus Angst, ausgelacht zu werden.

Er mußte die Geschichte von der geheimnisvollen, schrecklich-schönen Cheryl erzählen, die bereits in London seine Sinne gefangennahm, der er hier auf der »Aloha« wiederbegegnet war – und die er schließlich nackt und schön in der letzten Welle zerfließen sah.

Er bewegte sich wie im Traum und hatte Gedanken wie in einem Traum. Er war erregt und gleichgültig zur gleichen Zeit.

»Ja, bitte?« fragte eine ruhige, angenehme Stimme von innen.

»Hier ist Mister Hardy, Madame. Könnte ich für einen Moment Mister Hellmark sprechen? Es ist sehr wichtig.«

»Mister Hellmark ist nicht da.« Die Stimme war jetzt ganz nahe an der Tür. Dann wurde die Klinke gedrückt.

Carminia Brado, die schöne Brasilianerin, stand vor Poul Hardy.

Sie war bleich. Das war kein Wunder nach den Aufregungen und dem Schlingern des Schiffes.

»Aber treten Sie doch bitte ein! Er wird sicher gleich kommen. Es ist eine furchtbare Nacht, und man ist froh, wenn man einen Menschen sprechen und mit ihm ein paar vernünftige Worte wechseln kann.«

Dann sind Sie bei mir garantiert an der falschen Adresse, wollte er sagen, und mußte sich zwingen, diese Worte nicht auszusprechen.

Er lächelte verzerrt.

Sie ließ ihn an sich vorbei. Sie hatte damit begonnen, die Kabine aufzuräumen. In dem Bett schlief ein etwa vierzehnjähriger, dunkelhaariger Junge. Das war Pepe. Er merkte nichts von dem Besuch.

Carminia bot dem Engländer Platz an. Hardy wollte einige belanglose Worte sagen, aber da wurde leise an die Tür geklopft.

»Schoko?« fragte eine ruhige Stimme.

»Ja, ich bin noch wach.«

Björn Hellmark trat ein. Aber wie sah er aus! Gesicht und Hände zerkratzt. Am Kinn und am linken oberen Backenknochen klebte ein großes Pflaster.

Carminia gab einen leisen Aufschrei von sich und preßte die Hand

an die Lippen. »Björn! Was ist denn passiert?«

Das waren keine normalen Verletzungen. Deutlich waren die Kratzspuren auszumachen, als wäre er von einer großen Raubkatze angefallen worden.

»Mahays Chitra war's nicht«, sagte er lächelnd. Er wollte dem noch etwas hinzufügen, als er Hardy entdeckte.

»Der Mann wollte dich sprechen, Björn«, murmelte die Brasilianerin.

Hellmark nickte. »Ich habe damit gerechnet. Wir unterhielten uns vor zwei Stunden schon mal. Ich nehme an, Mister Hardy will mir das sagen, wovor er sich vorhin noch scheute.«

Der Engländer schluckte, als Björn ihm die Hand drückte. Die Nähe dieses Mannes tat ihm gut. Es war, als ob Hellmarks Sicherheit und Ruhe auf ihn übergreife. Mit diesem Mann konnte man reden!

Das tat Hardy dann ausführlich. Er begann mit dem Erlebnis in seiner Londoner Wohnung, als er Cheryl sich verwandeln sah, und berichtete von seiner Begegnung hier auf dem Schiff.

»Die gleiche Cheryl, die sich Ihnen als Monster in Ihrem Apartment in der Kingsroad zeigte, war auch niemand anders als die Vampirleiche und der angeblich zerstückelte Leichnam der Dorothy O'Thail. Auf dem Weg nach hier habe ich einen Blick in die Kabine der Amerikanerin geworfen, deren Eingang von einem Mannschaftsmitglied bewacht wird. Huarto hat mir die Erlaubnis gegeben. Die Kabine ist einwandfrei. Kein Glasbehälter mehr, keine Leichenteile. Phantoma…«

»Phantoma?«

»Nun, sagen wir, Ihre Cheryl hat alle ihre Teile wieder aneinandergefügt wie ein Mosaik und ist dann verschwunden, um das Unwetter zu arrangieren.«

»Ich verstehe zwar nicht alles.« In Hardys Kopf dröhnte es. »Bis vor ein paar Minuten war ich noch der Meinung, nicht mehr ganz richtig im Kopf zu sein. Ich dachte so verworrenes Zeug. Aber das, was Sie mir da erzählen, klingt nicht weniger verworren und irr. Die junge Amerikanerin, die man zerstückelt auffand – und die gar nicht die gewesen war, für die man sie hielt – muß doch auch irgendwo stecken.«

»Man hat sie noch nicht gefunden. Es ist in der Zwischenzeit zuviel geschehen, so daß niemand dazu gekommen ist, sie zu suchen. Es eine Schlag auf Schlag. Machen Sie sich keine Sorgen um Ihren Gesundheitszustand, Mister Hardy! Sie sind so normal wie jeder andere auch. Man muß sich nur erst dran gewöhnen, daß es auf dieser Welt Dinge gibt, die man nicht immer fassen, messen und wiegen kann – und die trotzdem existieren. Es mag ein Zufall sein, daß Sie ausgerechnet die Frau, die Sie so begeistert und zu der Sie sich

hingezogen fühlten, hier wieder trafen. Aber ich halte es nicht für einen Zufall. Phantoma beherrscht die Kunst der Magie und der Verwandlungsfähigkeit wie keine zweite. Trotz allem aber ist sie, da sie irdische Gestalt angenommen hat und hier eingeschleust wurde, teilweise an die irdischen Gesetze gebunden. Auf der einen Seite also Tochter der Dämonengöttin – auf der anderen Seite ein Mensch. Sie braucht Geld, um öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen. Solange sie sich in dieser Welt aufhält, untersteht sie gewissen Gesetzen, die auch sie nicht umwerfen kann. Es ist ausgeschlossen, daß sie sich zum Beispiel unsichtbar machen kann. Ihr Äußeres verändern. Teile davon in eine andere Form bringen – das vermag sie. Wenn ich davon spreche, daß sie trotz alledem nicht auftauchen und verschwinden kann wie ein Geist, dann bedeutet das auch, daß sie – stundenweise vermutlich – fest an ihre irdische Gestalt gebunden ist. Sie braucht einen Unterschlupfort, ein Versteck.«

Poul Hardy kratzte sich im Nacken. Das Gespräch verlief ganz anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Es kamen so seltsame Dinge zur Sprache, aber eigenartigerweise fand er sie nicht mal lächerlich, wenn er berücksichtigte, was ihm zugestoßen war.

Er war Phantoma begegnet.

»Sie hat mich bestohlen, weil sie eine Reise machen wollte. Sie hat den richtigen Zeitpunkt abgewartet. Und sie muß gewußt haben, daß wir uns noch mal wiederbegegnen. Sie taucht auf der ’Aloha’ auf, mit der ich diese Kreuzfahrt mache. Was ist besonders an mir, daß sie mich verfolgt wie ein Schatten und mir einen Schrecken nach dem anderen bereitet. Was habe ich ihr getan?«

Er begegnete dem Blick Hellmarks. »Sie haben ihr nichts getan, aber man braucht – diesen Wesen nichts zu tun, um trotzdem von ihnen als Opfer angesehen zu werden, Mister Hardy. Ihre Begegnungen auf der ’Aloha’ sind rein zufällig, dessen bin ich sicher. Nicht Ihretwegen ist Phantoma hier, sondern meinetwegen.«

Björn Hellmark sagte das sehr ernst und fügte dem nichts mehr hinzu.

Er mußte daran denken, was Phantoma ihn prophezeit hatte. Sie wollte ihn quälen. Das war typisch Dämonenart.

Niemand sprach mehr ein Wort. Totenstille herrschte in der Kabine, in der man nichts hörte außer den tiefen, ruhigen Atemzügen des kleinen Pepe.

Hellmark machte sich Sorgen um die Menschen an Bord, um die Freunde und Carminia, die ihn begleiteten.

Er mußte einen Weg finden, der dämonischen Tochter der Finsternis zuvorzukommen und herauszufinden, wo sie sich aufhielt, wenn sie als Mensch unterschlüpft und dann die schöne,

begehrenswerte Frau war, welche die Blicke der Männer auf sich zog.

»Sie muß auf dem Schiff sein, anders geht es nicht.« Hellmark konnte seine Gedanken nicht lösen von den Problemen, die ihn beschäftigten. Er wußte: heute nacht würde er kein Auge schließen. Gemeinsam mit Huarto, Rani Mahay und nun noch Poul Hardy, der seine Unterstützung anbot, wollte er noch mal das riesige Schiff durchstreifen. Das würde wiederum mit einigen Unannehmlichkeiten für die Passagiere verbunden sein. Aber lieber kleine Unannehmlichkeiten als von Angst und Tod betroffen zu werden.

Er mußte Phantoma finden. Es war ihm nicht gelungen, ihre Geburt auf der Dämonenwelt zu verhindern, und auch die erste entscheidende Begegnung mit ihr, war nicht so verlaufen, wie er sie sich gerne gewünscht hätte.

Nun erhielt er eine neue Chance. Er mußte sie nutzen, ehe es zur Katastrophe kam.

Ohne das Schwert des Toten Gottes, dessen Berührung Phantoma seinerzeit mied, würde er jedoch diesen Streifzug nicht unternehmen. Mit dem magischen Schwert, geschmiedet auf der versunkenen Insel Xantilon, konnte er sie zumindest in Schach halten. Ob er sie damit auch – wie bei anderen Dämonen oft erlebt – in die finsteren, jenseitigen Reiche der unsichtbaren Höllenmächte zurückschicken konnte, war noch fraglich.

Ein Rezept, um Phantoma zu vernichten, kannte er noch nicht.

Unwillkürlich dachte er in diesem Moment auch an Al Nafuur, den geheimnisvollen, unsichtbaren Freund, der im Reich zwischen Diesseits und Jenseits körperlos existierte, das Wirken dämonischer Geistwesen offenbar sehr genau beobachtete und von Fall zu Fall mit Hellmark in Verbindung trat, um ihn zu warnen, oder gar auf eine Sache aufmerksam zu machen, die wichtig für Björn war, und von der er noch nichts wußte.

Im Zusammenhang mit den gespenstischen Vorkommnissen auf der »Aloha« hatte Al Nafuur sich noch nicht gemeldet, aber gerade jetzt in dieser Situation wäre Björn ein Hinweis von allergrößter Wichtigkeit gewesen.

Al Nafuur schien wieder mal – aus welchen Gründen auch immer – nicht durchzukommen.

Hellmark bat Carminia, gut auf sich und Pepe aufzupassen und Türen und Fenster verschlossen zu halten. Mehr konnte er im Moment nicht für sie tun. Sowohl Carminia als auch Pepe trugen zwar zauberkräftige Amulette, aber die stellten kein All-Abwehrmittel dar. Die Dämonen waren verschieden wie die Welten, woher sie kamen. Sie waren Schädlinge, die das menschliche Leben störten und auch vernichteten, wenn es in ihre Pläne paßte, aber jede Art von Schädling sprach auf ein anderes Gegenmittel an.

Bevor Björn die Kabine verließ, hauchte er der Brasilianerin einen Kuß auf die Lippen und streichelte dem schlafenden Pepe über das Haupt.

Der Junge drehte sich auf die Seite und schlug die Augen auf. Verschlafen murmelte er: »Die Sache mit dem Stromausfall – hat nichts mit mir zu tun, Björn. Das mußt du mir glauben.«

»Ich glaube dir, Pepe.«

Der Junge, der über parapsychische Kräfte verfügte, hatte hin und wieder unbeabsichtigt eine Glühbirne zum Platzen gebracht, Bilder an Wandhaken in Bewegung versetzt, ohne daß er dazu die Hände gebrauchte, und manchen metallenen Gegenstand verbogen.

»Ich wollte dir das nur noch mal sagen. Ich hatte heute noch keine Gelegenheit dazu!«

Pepe drehte sich auf die Seite. Björn wollte ihm noch etwas sagen, aber da war der Junge schon wieder eingenickt.

*

Er schlug die Augen auf, und das rötliche Glosen waberte vor ihm auf und ab.

Im ersten Moment wußte er nicht, wo er sich befand. Dann fiel es Sindom schlagartig ein.

Die Höhle, die schrecklichen, riesenhaften Götzen, der Feuersturm, der Horst Krentzer in ein Aschehäufchen verwandelt hatte – das alles war plötzlich wieder da.

Ein brenzliger, schwefelartiger Geruch stieg dem Deutschen in die Nase. Der Höhlenforscher richtete sich langsam auf, wischte sich über das Gesicht und tastete in der Dunkelheit nach seiner Taschenlampe. Aber er fand sie nicht.

Auf allen vieren kroch Walter Sindom durch die Dunkelheit. Die Nähe der schrecklichen Gestalten, die nichtmenschlicher Phantasie entsprungen sein mußten, war mehr zu ahnen als zu sehen.

Das rötliche Glosen war so schwach, daß er gerade die Umrisse der schrecklichen Götzen sehen konnte.

»Johann?« rief Sindom, und seine schwache Stimme tönte durch die Dunkelheit. »Hallo? Kannst du mich hören?«

Seine Worte verhallten, dröhnten dumpf und echoartig an sein Gehör zurück.

Die Luft war geschwängert mit Angstgefühlen und Beklemmung.

Sindoms Körper war mit einer Gänsehaut überzogen, die er sich nicht erklären konnte.

»Walter…« Strauß' leise Stimme kam von ganz vorn.

»Wo bist du?«

»Hier.«

Sindom richtete sich auf, taumelte mehr durch die Dunkelheit, als er ging, und folgte der Richtung, aus der die Worte des Begleiters kamen.

Er fand Strauß gegen die nackte Felswand gelehnt.

»Mir tut der ganze Rücken weh, als hätte mich… einer gegen die Wand geklatscht«, stöhnte der Österreicher. »Wie konnte das nur passieren?«

»Wenn ich es wüßte, wäre ich schlauer«, knurrte Sindom.

»Wie lange sitzen wir schon hier unten fest?«

»Keine Ahnung.« Der Deutsche warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Die stand. Er schüttelte sie, aber sie ging nicht weiter, obwohl das Federwerk noch nicht abgelaufen war.

»Hier unten ist etwas faul. Darüber sind wir uns wohl im klaren«, fuhr Sindom fort. Mit jeder Minute, die verging, kehrten die alten Lebensgeister stärker zurück. »Wir müssen herausfinden, was es ist.«

»Mich halten keine zehn Pferde mehr hier, Walter. Ich verdufte.« Die Angst in der Stimme des Österreichers war unüberhörbar.

»Wir brauchen nicht hier unten zu bleiben. Wir können oben darüber sprechen. Aber diese Entdeckung ist eine Sensation.«

»Götzenfiguren, die Feuer spucken! Wenn wir davon erzählen, werden wir ausgelacht.«

Sindom schluckte trocken. »Es sieht ganz so aus, als wären wir doch nicht die ersten gewesen, die in diese Höhlen eindrangen. Möglich, daß schon andere vor uns da waren, aber keine Gelegenheit fanden, darüber noch zu berichten. Uns soll's nicht so ergehen. Einverstanden, ziehen wir uns erst mal zurück. Oben bereden wir das Ganze. Ich brauche selbst Abstand von den Dingen.«

Strauß richtete sich auf wie ein alter Mann, der keine Kräfte mehr hatte.

Sindom sah ihn zweifelnd an. »Meinst du, du schaffst es?«

»Klettern kann ich. Ich brauche nur an die Teufel zu denken, die uns im Rücken stehen.«

Der Deutsche merkte, daß Strauß die gleiche Angst im Nacken saß wie ihm.

»Ich werde dir helfen«, sagte Sindom leise.

Sie liefen die wenigen Schritte bis an die Felswand, und das düstere Glosen war noch immer vorhanden, das aus den unheimlichen Figuren kam.

Walter Sindom griff zuerst nach dem Seil und zog es straff – wollte es straff ziehen!

Darauf war er eingerichtet. Er zog so heftig, daß sein Arm hart nach unten fuhr und seine Schultern schmerzten.

Da war überhaupt kein Widerstand.

Das Seil rauschte die Felswand herab, und er mußte ausweichen,

damit das dicke Tau nicht, seinen Kopf und seine Schultern traf.

Sindom kontrollierte totenbleich das zweite Seil.

Das gleiche!

»Wir können nicht mehr zurück!« sagte er mit geisterhafter Stimme. »Die Seile sind gekappt. Wir sind unten gefangen!«

*

Sindoms Stimme überschlug sich, als er das sagte.

Heiße und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken.

»Aus!« murmelte der Deutsche tonlos. Wie ein gefangenes Tier lief er an der feuchten Felswand entlang, als suche er nach einem Ausweg.

»Vielleicht geht es doch irgendwo weiter«, meldete Strauß sich. Sein bleiches Gesicht leuchtete förmlich in der Dunkelheit. »Wir dürfen nicht aufgeben. Noch leben wir, noch können wir etwas tun.«

Aber sie konnten nichts mehr tun. Die Höhle war eine Sackgasse, es gab keinen Ausgang.

Bei der Suche nach einem eventuellen Durchlaß oder Stollen stießen sie auf ihre Taschenlampen. Eine funktionierte noch. Das war wenigstens etwas.

Stumm und gefährlich glotzten die Riesengötzen auf sie herab.

Wie gebannt starrte Walter Sindom auf den einen, aus dessen breiten, furchteinflößenden Maul der Feuerstrahl gekommen war.

»Wir werden elend umkommen«, entfuhr es ihm, und seine Augen glühten wild. »Es kommt die Stunde, da werden wir Krentzer beneiden, daß es ihn so erwischt hat.«

Er stand dem mittleren, feuerspeienden Ungetüm sehr nahe und starrte es wie herausfordernd an. Von harter Hand gepackt wurde er herumgerissen.

»Mach keinen Unsinn«, fuhr Strauß ihn an. »Du kannst mich jetzt nicht allein lassen. So schnell gibt man nicht auf! Wenn wir merken, daß es zu Ende geht, kannst du es immer noch tun. Dann tun wir's gemeinsam.«

Sindom griff sich an den Kragen. »Ich kriege kaum noch Luft. Mir geht es miserabel, Walzerkönig. Und ich habe Angst, hundsgemeine Angst. Kannst du das verstehen?«

Der Deutsche verstand sich selbst nicht mehr.

Er, der nie Angst gehabt hatte, fühlte die Furcht wie ein Gift durch seinen Körper schleichen und von seinem Bewußtsein Besitz ergreifen. Seine Muskeln und Sehnen zitterten, als ob ihn die Kräfte verließen.

Das Gefühl, beobachtet und verfolgt zu werden, war so stark in ihm, daß er sich zusammenreißen mußte, um nicht laut um Hilfe zu rufen.

Er redete sich ein, daß das alles nur Einbildung war, überreizte

Nerven, die Ungewißheit, die Konfrontation mit unheimlichen, unerklärlichen Mächten.

Die Nähe der titanenhaft steinernen Götzen wirkte sich einfach so aus.

»Was denkst du über sie?« wollte Sindom wissen. Reden, Kontakt halten mit dem Freund, gemeinsam über alles sprechen. Eine menschliche Stimme hören…

»Die Dinger stammen nicht von Menschenhand und sie sind uralt. Diese Steine existierten schon vor Jahrtausenden oder gar Jahrmillionen. Zu einer Zeit, als der Mensch möglicherweise gerade anfing, seine ersten Werkzeuge aus Stein zu machen, gab es Wesen, die hier einen Tempel hatten, die einer furchtbaren Gottheit huldigten…« Strauß sprach langsam und betonte jedes Wort. »Schreckliche Wesen gestalteten ihre Götter, als wären sie ihnen irgendwann und irgendwo mal begegnet. Wo aber kommt das Feuer her? Warum traf es Krentzer? Was für eine Bedeutung hat die Berührung dieser unheilvollen Steine? Sind Sie alle gleich – oder ist nur die mittlere, die schrecklichste der Gestalten, mit einer Art magischem, unwirklichem Leben erfüllt, über das wir uns keine Vorstellung machen können?«

»Vielleicht kann ich euch eine Antwort darauf geben«, sagte da eine Stimme. Sindom und Strauß erstarrten.

Diese Stimme kannten sie! Doch – es konnte nicht sein.

»Krentzer!« brüllte der Deutsche.

*

Zu seinen Füßen lag das Aschehäufchen. Der Rest dessen, was von dem Begleiter übriggeblieben war.

Verrückt, anzunehmen, daß von dort die Stimme am.

Die kam doch von oben!

Der schreckliche, steinerne Riese hatte gesprochen, und das rote, an Blut erinnernde Wabern im Innern des wie Glas wirkenden Körpers war stärker geworden.

Der Unheimliche bewegte seine schrecklichen Lippen und sprach zu ihnen.

»Ich bin nicht mehr Krentzer. Ich bin der, der ich immer war: der Freund und Beschützer Mandragoras.«

Sindom und Strauß wichen angsterfüllt zurück. Beinahe körperlich fühlten sie das Grauen, das von ihnen Besitz ergriff.

Die Luft war geschwängert von den Stimmungen und Gefühlen eines unfaßbaren Wesens, das nicht leben konnte – und doch lebte, und das mit Krentzers Stimme sprach.

»Ihr habt es gewagt, das Heiligtum zu stören. Und ich muß euch

sogar dankbar dafür sein. Hände aus Fleisch und Blut nur konnten es sein, die mich ins Leben zurückriefen, die den Bann brachen, den die gefährlichen Alten einst aussprachen, um die Macht Mandragoras auf dieser Welt ein für allemal zu brechen.«

»Mandragora!? Wer oder was ist Mandragora?« Sindom wußte selbst nicht, woher er die Kraft nahm.

»Sie ist die Herrin der Zauberwelt, auf die sie floh, als ihre Herrschaft hier zu Ende ging. Aber auch der längste Fluch geht mal zu Ende. Mandragora kann nie wieder zurückkehren. Doch ihr Ziel war es, eine ihrer Töchter auf die Erde zu bringen, und die Herrschaft wieder an sich zu reißen. Menschenhände brachen die Macht der Alten. Ihr werdet die ersten sein, die meine Befehle ausführen, ihr werdet meine Marionetten werden und die Phantomas. Schattenhaftes Leben erfüllt mich, das Unheil, das man beseitigt glaubte, kehrt zurück.«

Das Scheusal mit dem furchterregenden Gesicht und den glosenden Augen, dem aus rotem Stein bestehenden Körper, gab seltsame, unverständliche Laute von sich.

Sindom und Strauß standen gegen die kalte Felswand gepreßt, und ihr Alptraum nahm kein Ende.

»Einer ist zu wenig. Mehr müssen kommen. Und ihr werdet mir diese anderen besorgen.«

Krentzers Stimme aus dem Maul der unheimlichen Götzenstatue klang schrecklich. »Die große Rasse der Schatten soll wieder erstehen – niemand wird es verhindern können.«

»Wer sind diese Schatten?« Sindom versuchte mit sich ins reine zu kommen. Hier ging etwas vor, das sein Begriffsvermögen überstieg. Nicht nur Strauß und ihm drohte Gefahr – nein, den Menschen, die nicht wußten, was hier zum Leben erwacht war, was sich zu entwickeln versuchte.

Der Fluch der Alten? Was hatte dies alles zu bedeuten? In Sindoms Hirn summte es wie in einem Hornissenschwarm.

»Ich bin ein solcher Schatten, der Mandragora treu diente und der alle seine Dienste wieder aufnehmen will. Mandragora, die große Zauberin, soll erfahren, daß der Weg für ihre Tochter bereitet wird.«

Sie hörten sich das alles an, aber sie begriffen trotz allem nicht den Sinn. Nur eines wurde ihnen klar: die ungeheure, unbeschreibliche Gefahr von einer Wesenheit her, die sich die Schatten nannten, die man hier verdammt hatte – und die durch sie, die drei Eindringlinge, geweckt wurde.

Ein leises, gefährliches Lachen kam aus dem Innern des schillernden Körpers.

»Ich weiß, was jetzt in euch, vorgeht. Aber Ihr solltet nichts riskieren, überhaupt nichts. Ich warne euch! Die Kräfte, die andere

bannten, werden euch vernichten. Ich brauche euch nur als Werkzeuge, zu mehr taugt Ihr nicht. Gehorcht ihr mir aufs Wort, wird euch das von großem Nutzen sein. Widerstrebt mir auch nur einer, werde ich ihn auf der Stelle vernichten.«

Sie dachten wieder an Krentzer und wußten, daß das keine leeren Worte waren.

Sindom schluckte. »Du wirst uns die Freiheit schenken?«

»Ja.«

»Wer gibt uns die Gewißheit, daß es stimmt, was du uns sagst?«

»Ihr müßt es glauben.«

»Das ist uns zu wenig, Horst.«

Sindom wußte selbst nicht, wie er dazu kam, dem Ungetüm diesen Namen zu geben. Aber diese Stimme!

»Ich bin ein Schatten. Ich kann euch töten, auf der Stelle, wenn ihr meinen Anordnungen keine Folge leistet.«

Sindom kämpfte einen inneren Kampf aus. Dieses andere, dieses Etwas, das keinen Namen hatte und sich nur Schatten nannte, war mächtig, aber offenbar doch nicht so, daß es ohne ihre Hilfe auskam. Daraus mußte man Kapital schlagen.

»Beweise uns, daß du es ernst meinst! Wie können wir zurück?«

»Über die Seile.«

»Die sind zerstört.«

»Habt ihr euch Gedanken darüber gemacht, wer sie zerstört haben könnte? Ich war es gewesen, um euch hier festzuhalten.«

»Du kannst sie wieder reparieren?«

»Ja.«

»Beweise es.« Sindoms Stimme wurde von Mal zu Mal fester und selbstsicherer. Er war wieder ganz der Alte und gab sich äußerlich ruhig, obwohl in seinem Innern ein Vulkan brodelte.

Was jetzt geschah, war wie Zauberei.

Das eine Seil, das Sindom zuerst herabgezogen hatte, geriet plötzlich wie von unsichtbaren Händen gezogen, in Bewegung, entwirrte sich, schlängelte sich blitzschnell die dunkle, feuchte Felswand empor und hing straff und leise baumelnd vor ihm.

»Probier es!« forderte ihn Krentzers Stimme aus dem Maul des Götzen auf.

Walter Sindom gehorchte. Das Seil hielt, als er daran zog und sich hochhangelte.

»Vielleicht bilden wir uns das alles nur ein und sind die Opfer von Trugbildern.«

»Was für Beweise willst du noch?« Krentzers Stimme hallte dumpf dröhnend durch den unterirdischen Felsentempel der Schattenrasse, der in grauer Vorzeit Menschenopfer dargebracht wurden und die von geheimnisvollen, friedliebenden Kräften, die sich weißmagischer

Künste bedienten, in eine Gefangenschaft gebracht worden waren, der sie sich nun entledigen wollten.

»Laß mich hinauf! Ich will sehen, ob du dein Wort hältst, ob ich wirklich zurück kann.« Walter Sindom reizte sehr hoch.

»Narr!« Hart und eisig klang die Stimme, und Sindom war so erschrocken, daß er zusammenfuhr und seine Hände zu Fäusten ballte, so daß sich die Fingernägel in die Handinnenflächen bohrten. »Wie kannst du es wagen, mir Bedingungen zu stellen, zu fordern? Froh mußt du sein, daß ich dein armseliges Leben nicht zertrete. Die Männer, die den Schatten dienen und selbst zu Schatten wurden, können diesen Berg ins Rutschen bringen und die Welt vernichten – und du wagst es, von ihnen etwas zu verlangen? Ich wollte nur eins von dir: die Formeln zu sprechen, die ich dir vorsage. Sie werden Mandragora darüber informieren, daß ein Reich, das sie einst besaß und verlor, bereit ist, ihr wieder zurückgegeben zu werden. Phantoma, ihre Tochter, wird die Herrschaft der Mutter antreten. Es darf sich nicht wiederholen, was schon mal geschah. Die Worte müssen über menschliche Lippen kommen, um den Bann endgültig zu brechen, den die Alten uns auferlegt haben. Du bist nicht bereit dazu. Gut! Dann trage ich Konsequenzen!«

Sindom sah nur, daß die rote Farbe in dem steinernen Koloß sich wie wabernder Nebel bewegte, daß das schreckliche rote Licht in den Augen dunkler wurde.

Eine Gänsehaut überzog seinen Körper und dann hatte er das Gefühl zu schrumpfen.

Etwas Unheimliches ging mit ihm vor.

In seinem Körper rieselte es. Alles um ihn herum rauschte und dröhnte plötzlich, und die furchtbaren Götzengestalten, die an riesige Drachen und urwelthafte Schlangen erinnerten, waren umhüllt von wogenden brodelnden Nebeln. Eigenartige Geräusche hüllten ihn ein. Es blubberte als würden riesige Blasen aus einem kochenden Sumpf aufsteigen.

Bizarre Schatten teilten die Nebelwand vor seinen Augen, und er sah die drei unheimlichen Höllenkreaturen langsam zur Seite hin auseinandergleiten, als würde man einen riesigen, mit steinernen Gestalten besetzten Vorhang langsam auf die Seite schieben. Was er sah, erschütterte ihn bis ins Mark seiner Knochen.

*

Grau und öde war die Welt wie am Morgen ihrer Geschichte.

Er sah die Bilder wie auf einer Leinwand vor sich, aber sie waren greifbar nahe und dreidimensional.

Ein riesiger Platz, gigantische Steine breiteten sich vor ihm aus.

Heiße Dämpfe stiegen aus Rissen und Spalten, und glutrote, blubbernde Tümpel zeigten sich zwischen den unbearbeiteten Blöcken. Eine bedrohliche Dämmerung beherrschte diese Welt, in die er Einblick nahm, während wahnsinnige Schmerzen ihn peitschten, als ob ihm bei lebendigem Leib die Haut in einzelnen Streifen vom Körper gezogen würde.

Die gruselige, schlangengleiche Gestalt, die rote, mittlere und rechts die Drachenköpfige mit den Insignien ihrer unheimlichen Würden erwachten zu gespenstischem Leben und kamen aus dem diffusen Hintergrund direkt auf ihn zu.

»Du wolltest es unbedingt genau wissen, du sollst es erfahren.« Die dumpfe Stimme schien von überall herzukommen, und plötzlich hatte sie kaum noch Ähnlichkeit mit der Krentzers. »Aber du wirst nie Gelegenheit finden, jemals mit irgend jemand über deine Wahrnehmungen und Erfahrungen zu sprechen. Die Welt der Schatten ist eine Welt der Geheimnisse. Die Alten haben versucht, das Rätsel zu lösen, und es ist ihnen gelungen. Wir waren von Anbeginn der Welt auf dieser Erde, wie Mandragora es uns befohlen hatte. Das Menschengeschlecht sollte niemals die Stufe einer bestimmten Entwicklung erreichen. Die Alten haben die Schatten seinerzeit überrumpelt und mit einem Bannfluch versehen. Ihre unterirdischen Tempel wurden zu Totengrüften auf Zeit. Wie ein unsichtbarer Schutzschild wirkt dieser Fluch und hält uns fest, die Dreiheit des Bösen, geleitet von Mandragora und ihrer teuflischen Tochter. Es gelang den Alten, uns die Schatten zu vertreiben und daran zu hindern, für Mandragora tätig zu sein. Sie konnten uns binden, aber die Menschen nicht daran hindern, doch zu uns zu kommen, uns anzubeten und geheimnisvolle Riten abzuhalten. Bruchstückhaft erinnerten sie sich oft an das, was wir hinterlassen hatten, aber die volle Wirkung der Formel kann nur erfolgen, wenn das Ritual nach genau vorgeschriebenen Bahnen verläuft. Mit deiner Hilfe hatten wir die Möglichkeit. Aber du hast dich verweigert. Das ist nicht unser Schaden, sondern der deine. Der andere wird sich nicht mehr weigern, die Worte nachzusprechen, die ich ihm nennen werde, denn er hat dich sterben sehen. Die Bilder, die du jetzt siehst, gewähren dir einen Einblick in meine Gedankenwelt, in die Welt der Vergangenheit, wie sie war, als Fabelwesen und Dämonen die Erde bevölkerten, lange bevor der Mensch Besitz von ihr ergriff.«

Panik erfüllte ihn. Er wollte schreien, denn er spürte die Nähe seines Freundes Strauß nicht mehr. Nur die unheimliche, dröhnende Stimme erfüllte ihn, und die Bilder einer fremden, bedrohlichen Umgebung nahmen ihn gefangen. Er war mitten drin in dem Geschehen, mitten unter den unfaßbaren Gestalten einer dämonischen Götterwelt, und es kam ihm vor, als hätte man ihn entführt, von einer

Sekunde zur anderen auf eine ferne Welt versetzt.

Aber außer den drei schrecklichen Gestalten, deren fratzenhafte Gesichter und bizarre, plumpe Schuppenkörper ihn abstießen, war noch mehr Leben um ihn herum.

Schattengleiches Leben.

Aus den wirbelnden Nebeln bildeten sich unmenschliche Formen und wirkten wie große, schwarze, überdimensionale Blätter, die ein heißer Wind durcheinander wirbelte. In Sekunden veränderten sich die Schatten und wurden zu Höllenkreaturen mit langen, klauenartigen Armen, unförmigen Köpfen und zerfließenden Körpern. Die Geräusche, das Poltern und Ächzen, Stöhnen und Kreischen, waren dabei so furchtbar, daß Sindom sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Aber er konnte sich nicht von der Stelle bewegen und mußte die Dinge über sich ergehen lassen wie in einem schrecklichen Alptraum, in dem man zur Bewegungslosigkeit verdammt ist.

Die Schatten umschwirrten ihn. Harte, gezackte Flügel streiften seine Kopfhaut und sein Gesicht, und er merkte, wie seine Haut aufplatzte. Doch nicht mal den Kopf konnte er abwenden.

»Die Schatten werden wiederkommen – nur einmal hat man sie überlistet«, fuhr die Stimme fort. »Diesmal werden sie Phantoma den Thron bereiten, nachdem sie den Mandragoras nicht halten konnten. Der Schutzschild der Alten, der auch Phantoma ein für allemal binden würde, darf nicht aufrechterhalten bleiben. Aber das weißt nur du – und du nimmst dein Geheimnis mit ins Grab.«

So war es…

Etwas in ihm zerbrach. Eigenartige, helle, singende Töne wurden in ihm laut. Es knackte und knirschte, als bestünden seine Organe aus Glas.

Der Nebel hüllte alles wieder ein. Er nahm noch wahr, daß die drei unheimlichen, unbeweglichen Götzenfiguren unverändert vor ihm standen, daß er sich ihnen jedoch bis auf Reichweite genähert hatte.

Und dann konnte er nicht anders. Er mußte einfach. Er wurde gezwungen. Schreckliche, mächtige Gedanken beherrschten seinen Willen.

Dann kam das Feuer.

Die heiße Flammenzunge schlug über seinem Kopf zusammen. Sein Körper zerfiel und wurde in alle Richtungen zerstäubt, er fühlte, wie die Partikel sich lösten und zergingen, während sein Geist noch hellwach war.

Er schrie jämmerlich, aber niemand hörte ihn.

Dann kam das absolute Nichts und die ewige Finsternis.

*

Strauß war allein. Das Grauen schüttelte ihn.

Ihm klapperten die Zähne, als ob er Schüttelfrost hätte.

»Du möchtest doch nicht, daß es dir genauso ergeht, nicht wahr?« fragte der Schreckliche mit der Stimme Krentzers.

»Nein«, brachte der Österreicher mühsam hervor.

»Dann wirst du tun, was ich von dir verlange, um die Gefahr für Phantoma zu bannen und zu verhindern, daß sie jemals in diesem Tempel zur Gefangenen werden kann.«

»Ja, ich werde alles tun…«

Strauß kam sich vor wie eine Marionette, wie ein Roboter. Seine Worte und Reaktionen wurden ihm nicht bewußt.

»Dann sprich mir nach, damit die Macht Mandragoras zurückkehrt und wir zu neuem Leben erwachen.

Aikomm malitt sroum… äieee koronk orooov…«

Die Worte klangen so schrecklich und unmenschlich, daß er sich vor jeder Silbe, die aus dem gräßlichen Maul des Götzen kam, fürchtete. Und doch sprach er sie nach. Silbe für Silbe.

»Aikomm malitt sroum.« Er wußte nicht, was er da beschwor und war nur von einer furchtbaren Ahnung erfüllt, daß es nicht richtig war, was er da tat, daß es besser wäre, nicht einen einzigen Laut über die Lippen zu bringen.

*

Müde und erschöpft gaben sie schließlich auf. Der Morgen graute. Eine Dunstglocke hing über der »Aloha«. Kein herrlicher Sonnenaufgang war zu beobachten, kein strahlend blauer Himmel, auf den sich alle gefreut hatten.

Eine bedrückte Stimmung herrschte an Bord des Schiffes, das vielen Schrecken und Tod gebracht und nur geringe Freude, die sie doch alle erwartet hatten.

Die traurige Bilanz der ersten Nacht: zwei Personen hatten Selbstmord begangen, eine Familie mit drei Kindern hatte sich heimlich ein Rettungsboot genommen und war von Bord gegangen. Die Verzweifelten hofften auf diese Weise dem unbekannten Grauen auf dem Schiff, das zu einem Geisterschiff geworden war, zu entkommen. Als Björn vom Schicksal dieser Familie erfuhr, hatte er mit seinem Zweitkörper die Suche nach ihr aufgenommen und die nähere und weitere Umgebung außerhalb der »Aloha« abgesucht, aber nichts gefunden.

Durch die kräftezehrenden Vorgänge und den fehlenden Schlaf war es ihm allerdings nur kurzfristig möglich, seinen Doppelkörper auszusenden.

Mehr als siebzig Personen hatten Verletzungen erlitten.

Eve Gavett ging es den Umständen entsprechend gut. Sie war noch immer geschockt, befand sich aber auf dem Weg der Besserung.

Ihre Freundin, Dorothy O'Thail, hatte sich auch wieder eingefunden. Es stellte sich heraus, daß sie nicht, wie ursprünglich angekündigt, ihre Kabine aufgesucht hatte, sondern ein wenig durch das Schiff gebummelt war – und zwar nicht allein. In Begleitung eines Herrn, dessen Name mit Fred bekannt wurde, war sie gewesen und hatte sich schließlich entschlossen, in Freds Kabine die Nacht zu verbringen. Daß diese Nacht nicht ganz in ihrem Sinne verlief, daran trugen die Umstände Schuld.

Mahay suchte sofort seine Kabine auf, knöpfte sein Hemd auf und warf sich auf die Liege. Noch jetzt, nach vielen Stunden, war deutlich der breite rote Ring auf seiner Brust zu sehen, den die riesige Schlange hinterlassen hatte, als sie seine Brust zusammenzupressen versuchte.

Auf dem Schiff war es erstaunlich ruhig.

Nach der aufregenden Nacht waren die meisten Passagiere erst in den frühen Morgenstunden zur Ruhe gekommen und schliefen noch.

Die Mannschaft war erschöpft. Huarto sah man die nächtliche Strapaze an. Keinem war sie in den Kleidern steckengeblieben.

Björn warf einen vorsichtigen Blick in die Kabine, in der Carminia und Pepe die Nacht verbracht hatten.

Carminia saß angezogen auf einem dickgepolsterten Sessel, den Kopf leicht zurückgelehnt.

Björn verursachte ein kaum wahrnehmbares Geräusch, als er eintrat. Doch sofort zuckte die Brasilianerin zusammen und schlug die Augen auf.

Ihre Miene lockerte sich, als sie Hellmark erkannte. »Alles in Ordnung?« fragte die braunhäutige Schöne.

»Das kommt darauf an, wie man es sieht, Schoko. Zumindest sind keine weiteren Schwierigkeiten aufgetreten. Aber ob es so bleibt, ist fraglich.«

»Du siehst müde aus«, bemerkte sie.

»Ich werde mich jetzt ein wenig ausruhen.« Björn ging langsam auf das Fenster zu. Der Himmel und die Stimmung gefielen ihm nicht. »Hoffentlich komme ich dazu«, murmelte er, als erfülle ihn eine böse Ahnung.

Phantoma war kein Dämon der üblichen Klasse. Halb Mensch, halb Dämonentochter brauchte sie nicht unbedingt, die Nacht für ihre Angriffe und Absichten abzuwarten.

Sie wollte ihn zermürben und entmutigen. Er hatte seinerzeit eine wichtige Mission von ihr gestört. Das hatte sie ihm nicht verziehen.

»Der Bursche hier hat einen Schlaf wie ein Murmeltier«, fuhr Hellmark fort, sich umwendend und Pepe die Decke wegziehend. »Ich

schlage vor, ihr tauscht mal die Plätze. Du siehst abgespannt aus. Du hast so gut wie nicht geschlafen.«

»Ich habe mich bestens ausgeruht.« Sie gähnte.

»Das sieht man dir an.« Björn war überzeugt davon, daß sie in dieser Nacht so gut wie nicht geschlafen hatte.

Pepe räkelte sich.

»Ich habe einen Auftrag für dich, mein Freund«, sagte Björn.

Der kleine Mexikaner mit dem fröhlichen Gesicht rieb sich die Augen.

»Soll ich dir etwas vorschwimmen?« fragte er mit klarer Stimme.

»Du sollst Carminia ein Bett freimachen.«

»Klar, mach ich doch. Du hast mir schon mal erklärt, was ein Kavalier ist. Ich hab' ihr übrigens gleich am Anfang gesagt, daß sie sich legen soll, daß ich mich auf dem Sessel ausruhen könne, aber das hat sie nicht gewollt. Nun hat sie wieder diese kornischen Kringel unter den Augen.«

»Das sind keine Kringel, sondern Ringe«, verbesserte die Brasilianerin den Vierzehnjährigen. »Wenn man ein bißchen abgespannt ist, hat man die.«

Pepe kroch aus dem Bett. Sein Blick fiel auf das sagenumwobene Schwert, das Björn Hellmark in der Rechten hielt. Der Junge wußte, welche Bewandtnis es damit hatte. Wenn er jedoch Björn mit dem Schwert sah, konnte er es nicht unterlassen, ihn damit aufzuziehen. »Sag nur, du bist mit dem Ding durch das ganze Schiff gerast? Jetzt versteh ich auch, warum die Leute alle so aufgeregt waren. Oder bist du wieder einem Breitschwanz-Dämon begegnet?«

Hellmark kam nicht mehr dazu, etwas auf Pepes Worte zu erwidern.

Wie von Geisterhand bewegt wurde das Fenster aufgedrückt. Hart und kühl war der Windstoß, der ihre Gesichter traf. Etwas Kleines. Dunkles wurde mit hereingetragen. Wie ein handgroßer, verirrter Vogel schwirrte es genau auf Pepe zu, ehe der begriff, was eigentlich los war.

Und im Nu wuchs dieser kleine Vogel zu einem braunen, lederartigen, geflügelten Ungetüm an, das Ähnlichkeit hatte mit einem urwelthaften Flugsaurier.

Die harten, zackigen Flügel schlugen knatternd die Luft, der unheimliche Vogel nahm fast die ganze Kabine ein und stieß mit dem langen, buckeligen Schnabel nach Pepe, der sich erschrocken zur Seite warf.

Carminia Brado reagierte sofort. Schon mehr als einmal hatte sie einen Angriff durch übernatürliche Wesen erlebt. Sie sprang auf und suchte Schutz hinter dem Sessel, während Björn das Schwert pfeifend durch die Luft zog.

Das geflügelte Ungetüm mit dem braunen, zerknitterten Vogelkopf gab schrille Schreie von sich. Die kleinen, wäßrigen Augen glänzten.

»Phantoma!« entrann es Björns Lippen.

Sie ließ ihn nicht zur Ruhe kommen und wollte ihn zermürben. Was er befürchtest hatte, trat nun ein. Er wurde nach dieser schlaflosen Nacht erneut zum Kampf gefordert und mußte voll da sein.

Aber er war nur ein Mensch, zwar mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet, doch noch lange kein Supermann.

Er brauchte ein paar Stunden Schlaf, er merkte, daß seine Reaktionen langsamer erfolgten, als er es gewohnt war, und daß das Schwert, nur von ihm zu handhaben, schwer wie ein Bleiklotz in seiner Hand lag. Sonst spürte er das Gewicht kaum.

Pepe schrie. Mit beiden Händen versuchte er den riesigen, urwelthaften Vogel mit den nackten, lederartigen Flügeln zurückzudrücken.

Björns Schwert bohrte sich genau in den linken Flügel. Es ratschte, als ob altes Pergament mitten durchriß.

Phantoma war schneller gewesen als der übermüdete Hellmark.

Das Loch in der Mitte des Flügels hatte sie selbst entstehen lassen, so daß Hellmarks Schwert ins Leere stieß.

Zu einem zweiten Streich kam er vorerst nicht.

Die mit scharfen Krallen bewehrten langen Füße der Höllenkreatur stießen gegen seine Brust.

Björn taumelte, flog gegen den Schrank, zog seinen Arm, der die Waffe führte, noch zurück und stieß abermals zu. Diesmal mitten in den Leib. Aber wieder war da ein Loch.

Das schrille, häßliche Kichern aus dem langen, zuckenden Hals klang triumphierend. Phantoma befand sich in Höchstform.

Der junge Mexikaner war das Ziel der Unheimlichen, die in der Gestalt eines Höllenvogels hier eingedrungen war.

Es ging Schlag auf Schlag.

Der schrecklich anzusehende Riesenvogel, der herumwirbelte, schlug seine Krallen in Pepes Brust. Wie ein Federgewicht wurde der Junge in die Höhe gerissen, als wäre der Vogel Greif aus der Sage zu ghulischem Leben erwacht.

Pepe schrie.

Björn war noch zwei Sekunden lang zu benommen, um eingreifen zu können. Er warf sich instinktiv nach vorn, erwischte den hornartigen, gezackten Schwanz der Kreatur, die eine Mischung zwischen Vogel Greif und Echse war und wurde mit nach vorn geschleppt.

Das unheimliche Wesen schrumpfte, und seine Hände glitten am Schwanz ab. Die Spannweite der Flügel wurde geringer. Wie von einem gewaltigen Sog gepackt, schoß das Unwesen mitsamt Pepe aus

dem Kabinenfenster.

Es krachte dumpf. Pepe schlug mit Kopf und Rücken gegen die Wandverkleidung.

Der Kopf des Jungen kippte schlaff auf die Seite, und seine Bewegungen erstarben.

*

Hellmarks Körper war schweißüberströmt.

Die Begegnung mit der ungeheuerlichen Phantoma forderte das letzte von ihm ab, und er konnte sich keine Ruhe gönnen.

Er durfte Pepe nicht unbeobachtet lassen und mußte wissen, wohin sie ihn brachte.

Er sollte als Geisel benutzt werden. Phantoma hatte ihre Pläne geändert. Aus welchem Grund, wußte er nicht.

Björn taumelte auf die Liege zu, auf der Pepe gerade noch gesessen hatte.

Der Deutsche war kreidebleich. Seine Haut schien langsam durchsichtig zu werden. Er mobilisierte seine Kraftreserven. Auf Kosten seines Originalkörpers ging es, als er sich von einer Sekunde zur anderen entschloß, seinen Doppelkörper entstehen zu lassen, um den Weg des unheimlichen Vogels mit dem entführten Pepe zu verfolgen.

*

Er kippte langsam nach hinten, als ob jegliches Leben aus seinem Körper weiche. Matt und kraftlos lag er da, seine Augenlider schlossen sich und waren durchscheinend wie ein seidiges Gespinst.

Carminia eilte auf ihn zu.

»Björn?« rief sie leise und schüttelte an seinen Schultern. Er reagierte nicht. Sein Puls ging langsam. Kalter Schweiß bedeckte seine Haut, seine Atemzüge erfolgten in großen Zeitabständen und waren schwach.

Die Brasilianerin bettete den Geliebten, so gut es ging. Sie kannte diesen Zustand, das war genau das Gegenteil des sogenannten »Majavi-Rupa«, das Björn so hervorragend beherrschte, und in dem sowohl der körperliche als auch der ausgeschiedene Doppelgänger zur gleichen Zeit lebendig, voll ansprechbar und handlungsfähig waren.

Hier jedoch geschah genau das Gegenteil. Je stärker der eine Körper materialisierte, desto schwächer wurde der zurückgebliebene physische Leib.

In einem solchen Zustand, das wußte die Brasilianerin, konnte Björn sterben, und Carminias Angst flutete wie eine Welle durch ihren

Körper und peitschte ihr Blut.

»Björn. Kannst du mich hören?«

Er reagierte nicht. Sie konnte ihn jetzt nicht zurückrufen.

Sie stürzte zum Fenster und sah in der Ferne des grauen, verschwommenen Himmels einen winzigen, verschwindenden Punkt. Irgendwo in dieser Ferne hielt sich nun auch Hellmarks Zweitkörper, Macabros, auf.

*

Er fühlte sich leicht wie eine Feder, und genau so schwebte er durch die Lüfte.

Unter ihm lag die Weite des sich leicht kräuselnden Ozeans, über ihm ein matter, lichtundurchlässiger Himmel, hinter dem die Sonne nur zu ahnen war.

Macabros schwebte wie ein Geist zwischen dem grauen Gewölk und sah vor sich den braunen, bizarren, urwelthaften Vogel, der den bewußtlosen Pepe zwischen den Krallen hielt.

Hellmarks Ätherkörper glitt wie schwerelos durch die Luft. Er konnte als Macabros praktisch alles machen, was einem normalen Körper aus Fleisch und Blut unmöglich war.

Er hätte jetzt ins Meer eintauchen und sich wie ein Fisch unter Fischen bewegen können. Sauerstoff benötigte er nicht.

Er hätte durch ein Flammenmeer wandern können, ohne daß diesem Körper auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre.

Er konnte sich damit in flüssigen Körpern bewegen, konnte feste Wände durchdringen wie ein Geist und sich auch im luftleeren, eisigen Weltenraum aufhalten, wenn es die Notwendigkeit erforderte. Er konnte diesen Ätherkörper von seinem Originalkörper abspalten und dabei unmittelbar neben seinem Hauptkörper entstehen oder zigtausende von Kilometern an einem wildfremden Ort.

Björn Hellmark alias Macabros war nachweislich einer der wenigen existierenden Phänomene, die an zwei Orten gleichzeitig sein konnten.

Macabros achtete genau auf die Fluggeschwindigkeit der Höllenkreatur und paßte seine Bewegung durch die Lüfte dem fliegenden, urwelthaften Geschöpf an.

Das alles war wie ein Traum. So empfand er es auch. Raum und Zeit schienen sich aufgelöst zu haben, und er registrierte Gefühle, wie sie andere Menschen in Träumen wirklich hatten, wenn sie glaubten, fliegen zu können. Dieses Erlebnis ging offenbar darauf zurück, daß sehr viele Menschen, ohne es zu wissen, über die Gabe verfügten, einen Zweitkörper entstehen zu lassen, daß sie das zwar im Traum schafften, aber im Wachzustand dann nicht mehr dazu fähig waren.

Macabros war lautlos wie ein Schatten.

Die Sorge erfüllte ihn, daß er vielleicht nicht lange genug diesen Zustand würde aufrechterhalten und damit das Versteck der unheimlichen Dämonentochter ausfindig machen können.

Befand sich dieses Versteck auf dem Festland, auf der Hauptinsel von Hawaii? Auf einer der kleineren Inseln, die sich darum gruppierten, oder ganz und gar auf einem winzigen, unbewohnten Atoll?

Eines durfte man nicht unberücksichtigt lassen: die »Aloha« war noch nicht weit von den Inselwelten entfernt gewesen, als das Unheil begann. Phantoma, die sich unerkannt unter die Passagiere geschmuggelt hatte, hätte auch hier auf dem Schiff Unterschlupf finden können. Aber offenbar hatte sie sich ein anderes Versteck ausgesucht. Sie führte etwas Besonderes im Schild.

Der unheimliche Vogel glitt in stets gleichbleibender Entfernung vor ihm her und bewegte sich in östlicher Richtung.

In scheinbar endloser Ferne sah Macabros die Silhouette eines weißen Ozeandampfers vorbeiziehen. Hinter dem Horizont tauchte er unter, als wäre dort die Welt zu Ende und er würde in eine unbekannte Tiefe stürzen.

Macabros kam es so vor, als wäre außerhalb der grau-grünen Dunstglocke herrlich blauer Himmel. Aus der Ferne schimmerte es hell heran und wurde von der Glocke aufgesogen. Hier herrschten keine normalen Wetterbedingungen. Phantomas Hilfsgeister manipulierten die Elemente, und wenn es der Unheimlichen in den Sinn kam, würde sie einen neuen Befehl geben, und der schreckliche Sturm von letzter Nacht wiederholte sich.

Pausenlos konnte sie Schrecken verbreiten und die Betroffenen zur Verzweiflung bringen.

Aus wabernden Nebeln unter ihm stiegen die Umrisse einer winzigen Insel auf.

Der braune Vogel mit den bizarren, lederartigen Schwingen senkte sich herab und verschwand wie zwischen grauen, dampfenden Wolken.

Lautlos schwebte Macabros hinterher und hielt den notwendigen Abstand. Es war eine winzige Insel, vielleicht tausend Quadratmeter groß. Weißer Sand, ein Korallenrand auf der einen Seite. Dicht und undurchdringlich lag der Palmenhain. Auch diese Insel war eingehüllt in undurchdringlichen Dunst.

Phantoma tarnte sich.

Hellmarks Doppelkörper hatte plötzlich festen Boden unter den Füßen. Macabros verharrte hinter einer Palme. Der weiße Sand unter seinen Füßen gab nach.

Der Vogel mit dem unbeweglichen Pepe zwischen den Klauen, war nur etwa zwanzig Meter weiter entfernt auf dem Sandstrand

angekommen. Sanft spülte das Wasser ans Ufer und versickerte im Boden. Muscheln und kleine Krebse wurden angeschwemmt.

Die Luft war stickig und schwül, und der Dampf hing schwer wie ein Mantel über allem.

Die Höllenkreatur schüttelte sich und ließ den Jungen einfach in den Boden fallen. Dann änderten sich die Formen des gewaltigen Tieres.

Die Flügel schrumpften, der plumpe Körper wurde schlanker. Der Vogel richtete sich auf seine klauenartigen Füße auf und streckte sich. Menschliche Umrisse wurden sichtbar, während das Vogelaussehen mehr und mehr schwand.

Phantoma in ihrer ganzen verführerischen Schönheit erstand vor Macabros' Augen.

In diesen Augenblicken, wenn man die bedrückte, vergiftete Atmosphäre vergessen konnte und das Gefühl der Beklommenheit ablegte, glaubte man sich auf einer paradiesischen Insel.

Diese junge, attraktive Frau, die die Figur einer Göttin hatte, deren langes, schwarzes Haar weit über die Schultern fiel und ihren Busen berührte, war wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt und schien hier zu leben, fern und zurückgezogen von der Zivilisation. Eine Frau von faszinierendem Äußeren. Ihr Busen war bedeckt von einem korallenroten BH. Ein breiter, perlmuttern schimmernder Gürtel schlang sich um ihre schmalen Hüften. Ein hauchdünnes Gespinst lief streifenförmig wie lange Fransen zwischen ihren Beinen hinab und lag locker auf ihren vollendet geformten, langen Schenkeln. Phantoma bewegte sich mit der Grazie einer Frau, die wußte, welche Wirkung sie auf Männer hatte.

Die gefährliche Schöne, der man ihre wahre Herkunft nicht ansah, ging in die Hocke und schüttelte den Jungen.

»Steh' auf«, sagte sie freundlich. »Wir sind da.«

Aber Pepe stand nicht auf, und eisiger Schrecken peitschte durch Macabros' Bewußtsein. Und viele Meilen von diesem Ort entfernt gab der geschwächte, schweißüberströmte Hellmark ein leises Stöhnen von sich.

Er lag unverändert auf dem Bett, auf das er gefallen war. In ihrer Angst hatte Carminia Rani Mahay alarmiert. Doch auch der Freund konnte nichts tun.

Hellmark war wieder mal ganz allein auf sich angewiesen. Er durchlebte ein Abenteuer, bei dem ihm niemand helfen konnte, und von dem kein Außenstehender wußte, wie es ausging. Nicht mal Hellmark wußte das.

Sie konnten nur warten und hoffen.

Wie so oft.

*

War Pepe tot?

In Macabros fieberte es. Am liebsten wäre er jetzt nach vorn gesprungen, hätte Phantoma herumgerissen und sie dahin zurückgeschickt, von wo sie gekommen war.

Doch das war nicht so einfach zu bewerkstelligen.

Die Fäuste von Hellmarks Zweitkörner öffneten und schlossen sich erregt. Er konnte nicht den Blick wenden von dem reglosen Jungen.

Pepe hatte sich den Kopf angeschlagen. Niemand konnte sagen, wie stark, wie heftig dieser Stoß erfolgt war.

Macabros mußte an sich halten, um nicht nach vorn zu stürmen. Aber das hätte jetzt nichts genützt. Er konnte beim derzeitigen Stand der Dinge nicht einfach losschlagen, ohne mehr über die Ziele und Absichten seiner Feindin zu wissen.

Was suchte sie hier? Wollte sie Pepe nur verstecken, um ein Druckmittel gegen ihn in der Hand zu haben?

Abwarten… Beobachten… Geduld aufbringen…

Da bewegte Pepe sich. Er gab leise, unverständliche Laute von sich, dann ein paar Worte, die deutlich zu verstehen waren. »… Mensch, mein Kopf… verdammt…«

Phantoma griff ihn am Kragen seiner Pyjama-Jacke.

Die Tochter der Finsternis hatte einen eisernen Griff. Macabros beobachtete, daß Pepe versuchte, sich zu befreien, doch es gelang ihm nicht.

»Mach’ es dir nicht zu schwer«, drohte die Dämonentochter ihm. »Es wird dir kein Haar gekrümmt werden, wenn du tust, was ich von dir verlange.«

»Und was soll ich tun?« Pepes Stimme klang noch schwach.

»Mit mir gehen. Das ist alles.«

Sie tauchten zwischen den dichtstehenden Palmen unter. Macabros folgte ihnen wie ein Schatten und berührte dabei nicht mal mit seinen Füßen den Boden. Hellmark opferte das letzte an Kraft, um seinen Zweitkörper zum Schweben zu bringen. Wie lange er diesen Zustand noch aufrecht erhalten konnte, wußte er nicht. Der Ausgang dieses Abenteuers war so ungewiß wie selten eines zuvor.

Phantoma bahnte sich einen Weg durch die üppig wachsenden Stauden und schillernden Blütengewächse, die weiter hinten begannen.

Von Buschwerk fast überwachsen lag dort eine aus grobem Holz gezimmerte Blockhütte. Die Tür stand weit offen. Das Innere lag in tiefem Schatten.

Phantoma zwang Pepe dort hineinzugehen.

Wie ein Geist stand Macabros den Bruchteil eines Augenblicks

später neben der wackligen, morschen Tür. Die Hütte war uralt. Irgendein Schiffbrüchiger oder Abenteurer, der ein Robinsondasein führen wollte, hatte sie sich erbaut.

Pepe war noch völlig durcheinander. Das merkte Macabros daran, daß sein sonst so schlagfertiges Mundwerk nicht richtig funktionierte.

Der Vierzehnjährige wurde auf ein Lager aus frischen Palmblättern geworfen. Breite, stabile Bastbänder wurden um seine Armgelenke und Füße geschlungen, und auch breit und eng über seinen ganzen Körper so daß er schließlich aussah wie eine Mumie.

Nur den Kopf hatte Phantoma freigelassen.

Die Aktivitäten der Dämonentochter waren nicht mal durch geringfügigen Widerstand des kleinen Mexikaners unterbrochen worden. Das wertete Macabros als ein Zeichen dafür, daß Phantoma eine gewisse geistige Macht auf den Jungen ausübte und er sich nicht frei entfalten konnte.

Macabros verhielt sich ruhig, beobachtete alles genau und vermied jedes Geräusch.

Die Bilder, die er empfing, waren nicht mehr ganz so klar, wie die ersten, und er führte das darauf zurück, daß sein Originalkörper immer schwächer wurde, er keine Kräfte mehr von dort abzapfen konnte und der Zeitpunkt immer näher rückte, da der Zweitkörper zusammensackte wie ein Luftballon, in den man mit einer Nadel stach.

»Du kannst hier schreien, so laut du willst«, sagte Phantoma spöttisch. Ein harter Zug lag um ihre Lippen. In der düsteren Hütte gab es außer einem flachen Holztisch und einem aus Ästen zusammen gebastelten Stuhl keine weiteren Einrichtungsgegenstände. Auf dem Boden standen ein paar alte, leere und schon rostige Konservendosen. Einige noch mit schimmeligen Etiketten versehen, auf denen der Name McCormick zu erkennen war. Tonkrüge, große und kleine und eine alte Seemannskiste, die nur noch von den eisernen Beschlägen zusammengehalten wurde. In der Hütte roch es muffig und dumpf, und der Geruch paßte zu der gespenstischen Stimmung auf der kleinen Insel, die Phantoma für ihre Zwecke ausfindig gemacht hatte.

»Hier wird dich niemand hören, nicht mal Björn Hellmark. Und sollte sein Zweitkörper in diesem Augenblick ganz in deiner Nähe sein, dann wird dir das auch nicht viel nützen. Dein Freund ist in einen Zustand geraten, in dem er praktisch allergrößte Schonung braucht. Und genau die will ich ihm nicht geben.«

In Macabros schlug eine Alarmglocke an.

Plötzlich wurde ihm der ganze teuflische Plan bewußt.

Er war absichtlich hierher gelockt worden, absichtlich wurden seine Kräfte strapaziert, damit er schwächer wurde, damit sein Originalkörper in einen Zustand geriet, in dem er nur schwer oder gar nicht mehr auf äußere Einflüsse reagierte.

Tief in seinem Bewußtsein registrierte der viele Meilen entfernte Hellmark die Überlegungen seines Zweitkörpers. Er konzentrierte sich auf Macabros, wollte ihn zurückrufen und dazu bringen, das Schwert an sich zu nehmen, das neben ihm auf dem Boden lag.

Vor den Augen des Zweitkörpers begann alles zu kreisen, und Hellmark nahm wie im Traum wahr, daß alles in einen zitternden Nebel tauchte, daß er zwar in der Lage war, Macabros zurückzurufen, daß er es aber nicht mehr schaffen würde, ihn nochmal mit dem Schwert des Toten Gottes, das er selbst in diesem Zustand nicht anfassen konnte, zurückzuschicken und Phantoma damit an der Ausführung ihrer Pläne zu hindern.

Dämonenmaske und Schwert waren schwache Waffen gegen sie, das hatte er erkannt. Mit dem Schwert konnte er sie nur kurzfristig vertreiben. Ein Gedanke kam ihm. Er dachte an die Augen des Schwarzen Manja, jenes siebenäugigen heiligen Vogels, der in grauer Vorzeit auf Xantilon und auch auf Welten in parallelen Universen existierte. Drei dieser Augen befanden sich in seinem persönlichen Besitz. Sie lagen sicher aufbewahrt in der Geisterhöhle auf Marlos, der unsichtbaren Insel, die kein Dämon und kein Bote der Finsternis und der Hölle betreten konnte.

War damit gegen Phantoma anzukommen?

Seine Gedanken waren schon zu schwach und zu kraftlos, als daß er sich jetzt noch hätte entscheiden können, seinen Doppelkörper nach Marlos zu versetzen – hier mußte er bleiben, auf Pepe achten, ihm helfen und ihn befreien.

Phantoma drehte sich langsam um. Ein eisiges Lächeln spielte um ihre schöngeschwungenen Lippen. Ihre Augen blickten finster.

»Ich weiß, daß du da bist«, sagte sie kühl. »Du kannst ruhig hervorkommen. Du kannst mir nichts tun, und ich kann dir nichts tun. Wie wunderbar ausgeglichen unsere Kräfte sind! So habe ich es mir immer gewünscht!«

Macabros trat einen Schritt vor und stand der Schönen mit der dämonischen Seele genau gegenüber. Hellmarks Doppelkörper wankte leicht.

Phantoma grinste. »Es geht zu Ende. Die Kräfte lassen nach. Ich habe dazu gelernt. Diese Begegnung begann unter anderen Vorzeichen als die erste. Ich habe dich gut und lange beobachtet, und nun schlage ich zu. Es ist nicht gut, sich mit Phantoma anzulegen. Ich habe erwartet, daß du mir nachfolgen würdest, und ich weiß die ganze Zeit schon, daß du in meiner Nähe weilst. Ich will dich vernichten. Das habe ich mir vorgenommen, bevor du mir zuvorkommst.«

»Ich werde dich zurückschlagen. Ich weiß, daß du das Schwert des Toten Gottes fürchtest. Alle Geister der Finsternis meiden es wie die Pest.« Macabros' Stimme klang überzeugend, und er sah, daß

Phantoma kaum merklich zusammenzuckte. Aber sofort hatte sie sich unter Kontrolle.

»Dummes Gerede. Du hast deinen Kampf erlebt. Nun – konntest du mich überwinden? Nicht eine einzige Verletzung hast du mir beigebracht.«

»Aber es gibt diese verwundbare Stelle. Ich werde sie herausfinden.«

»Dazu wirst du keine Gelegenheit mehr haben. Schon jetzt hast du Mühe mit dem Sprechen. Ich habe deine Kräfte überfordert. Es ist immer gut, Dinge, die man sich vorgenommen hat, schnell und konsequent durchzuführen. Da hat der Gegner kaum die Zeit, die Vorgänge zu analysieren. Du warst zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, und das wurde zu meinem Vorteil. Du warst überzeugt davon, daß ich erst die anderen quäle. Es hätte mir Freude bereitet. Aber diesmal war es wichtiger, dich in die Irre zu leiten. Ich habe viele Freunde. Sie haben mir zugeflüstert, wie es um dich steht. Du liegst in deiner Kabine, haben sie mir gesagt. Du mobilisierst deine letzten Kräfte, diesen, deinen Zweitkörper aufrechtzuerhalten. Wenn dein Originalkörper nicht mehr ist, wird auch der Leib, den ich jetzt vor mir sehe, nicht mehr sein. Die Natur hat alles wundervoll eingerichtet. Mandragora wurde einst von dieser Welt vertrieben. Ich konnte in sie eindringen, und ich habe die Absicht, das fortzusetzen, was damals begonnen wurde. Phantomas Herrschaft wird beginnen. Ich werde die Schatten zurückrufen und vor allen Dingen dafür sorgen, daß viele kleine Parzellen entstehen, in denen Phantomas Brut aufgehen kann. Ich bin eine schöne Frau, nicht wahr?« Sie sagte das mit einer unübertrefflichen Stimme. »Die Männer umschwirren mich wie die Motten das Licht. Wenn es dich nicht mehr gibt, werde ich Zeit und Muße haben, mich meinen Plänen ungestört widmen zu können. Ich werde Kinder haben. Dämonenkinder! Sie werden alle weiblichen Geschlechts sein, schön und verführerisch, und ihr Kreis wird sich potenzieren. Meine Kinder und ich werden uns als Menschen unter Menschen bewegen, werden die Absichten Molochos' unterstützen – und niemand wird ahnen, woher die Gefahr kommt.«

Macabros fühlte eisigen Schauer über seinen Rücken laufen. Und er kam kaum noch gegen die Schwäche an, die von Hellmarks Körper ausging. Wie Wasser rieselte es vor seinen Augen. Sein Wahrnehmungsvermögen war getrübt.

Er hörte das leise, rauchige Lachen der teuflisch schönen Phantoma. Sie kam auf ihn zu. Ihr Parfüm berauschte seine Sinne, und es waren Hellmarks Sinne, die darauf ansprachen.

»Vielleicht hättest du auch gern mal mit mir geschlafen? Ich könnte es mir gut vorstellen, nachdem alle so verrückt nach mir sind. Aber du ließest dich ja von der äußeren Gestalt allein nicht

beeinflussen. Du suchtest auch noch nach anderen Werten – und die hast du bei mir nie gefunden. Ich gehe und werde dir nicht Lebewohl sagen. Dein Tod wird kurz und schmerzlos sein. Ich brauche nur hinzugehen und zu vollenden, was dein schwacher, hilfloser Körper nicht mehr verhindern kann.«

Sie stand direkt neben ihm. Macabros streckte die Rechte nach ihr aus, und es kam ihm vor, als würde er ein Schwergewicht haben.

Das war das Ende! Er konnte nicht mal mehr verhindern, daß sie an ihm vorbeiging, und konnte sie nicht mehr zurückstoßen. Sein Zweitkörper war wie ein Schemen, der von geheimnisvollen Geisteskräften noch wie ein Gewebe zurückgehalten wurde.

Phantoma verwandelte sich draußen vor der Tür. Sie wurde zu einem Albatros, spreizte die Schwingen und erhob sich in die schwüle, stickige Luft. Pfeilschnell jagte die Dämonentochter als Albatros über den Pazifik, der »Aloha« entgegen, die seit mehreren Stunden im Kreis fuhr und seit letzter Nacht nie mehr als zehn Seemeilen von der kleinen, unbewohnten Palmeninsel entfernt, schwamm.

*

Du mußt dich zusammenreißen! Sie ist unterwegs, um dir den Todesstoß zu versetzen. Es wird alles so schnell gehen, daß nicht mal Carminia etwas unternehmen kann.

Sie müßte Mahay alarmieren… vielleicht könnte der das scheinbar Unabänderliche aufhalten…

Gedankenfetzen, die einen Sinn ergaben, und die er doch nur noch beiläufig wahrnahm.

Pepe mußte geholfen werden… ihm die Fesseln abnehmen… aber was dann?

»Björn! Björn!« Die Stimme des Jungen riß ihn aus den Gedankengängen. »Löse die Fesseln! Ich möchte mit dir kommen.«

Pepe wußte, daß Björn unmöglich hier sein konnte, daß es sich nur um Macabros handeln konnte, aber seine Freunde redeten ihn alle mit seinem richtigen Namen an.

»Die Fesseln lösen… ja…« Wie schwach er plötzlich war! Sein Körper wirkte durchscheinend, und er sah das Erschrecken in Pepes Augen. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich werde dich befreien… aber ich werde dich nicht mitnehmen können… ich werde dich später holen müssen… du mußt Verständnis dafür haben.«

Der Junge schluckte und sah Macabros' Formen zerfließen. Pepe hatte Phantomas Worte mitbekommen und war intelligent genug zu begreifen, was hier vorging.

Macabros näherte sich noch dem Jungen und löste schnell und mit zitternden Fingern die Baststreifen.

»Nicht weglaufen! Bleib hier…« raunte er ihm zu.

Da vernahm er die Stimme in seinem Hirn.

Al Nafuur, der geheimnisvolle Zauberpriester, nahm Kontakt mit ihm auf.

»Du bist in einer schlimmen Lage, aber du kannst es schaffen, wenn du willst!« Aus unendlicher Ferne und wie durch eine Wattewand schienen die Worte langsam in sein Bewußtsein zu tropfen.

»Al Nafuur! Ich will etwas tun. Du kennst einen Weg?«

»Ich kann nicht viel für dich… tun…« Die Stimme versiegte ganz, der telepathische Kontakt schien schon in diesen Sekunden wieder abzubrechen.

»Du mußt es… allein schaffen… in der Höhle…« Wieder Funkstille.

Björn Hellmarks Geist fieberte. Er konzentrierte sich ganz auf die telepathische Stimme und vernachlässigte seinen Zweitkörper, der wie ein Nebelstreif zerfloß. Er fühlte sich wieder so merkwürdig wie damals, als der erste Kontakt mit Al Nafuur erfolgt war.

»Welche Höhle?« Hellmark in der Kabine dachte diese Frage nur und sprach die Worte nicht aus. Er wäre auch nicht imstande gewesen, die Lippen zu bewegen.

In seinem Hirn rauschte und brodelte es. Dazwischen entstanden Geräusche, die an atmosphärische Störungen erinnerten.

Dann kam Al Nafuur wieder ganz klar durch. Gedanken hatten den Vorteil, daß sie informativer waren als Worte. Sie waren bildhaft. Er sah einen bestimmten Gebirgszug, erfuhr Name und Land und gewahrte den Eingang einer Höhle und den geheimnisvollen Tempel, in dem die drei unheimlichen Götzen untergebracht waren.

»Dorthin mußt du – und mußt Phantoma mitnehmen! Der Schutzschild der Alten wirkt noch. Aber nicht mehr lange. Die magischen Formeln werden gesprochen… dreimal muß es geschehen… zweimal ist es bereits passiert… es ist höchste Zeit, allerhöchste Zeit.«

Björn konzentrierte sich. Er war so schwach, so erledigt. »Ich schaffe es nicht!« schrien seine Gedanken, und er sah nicht die erschreckten Gesichter seiner geliebten Carminia und des ratlosen Mahay, der am Fußende der Liege saß und sah, wie dem Freund der Schweiß aus allen Poren brach.

»Er muß furchtbar leiden«, murmelte Carminia. Hellmarks Körper war fast durchsichtig. Die gemusterte Decke der Liege schimmerte durch seinen Rücken.

»Wir können nichts für ihn tun, gar nichts«, der Koloß aus Bhutan war kreidebleich. »Er muß etwas entdeckt haben…«

Außenstehende hätten nach einem Arzt gerufen. Aber Carminia und Rani wußten, daß die Anwesenheit eines Arztes nicht das

geringste geändert hätte.

»Mitnehmen!« dröhnte Al Nafuurs Geisterstimme durch Hellmarks Hirn, und niemand sonst hörte sie. »Es ist deine einzige – und letzte Chance!« Der Freund aus dem geheimnisvollen Zwischenreich war besorgt und riskierte offenbar in diesen Sekunden, in denen es um Leben und Tod ging, selbst das äußerste, um ihm eine Hilfe, einen Fingerzeig zukommen zu lassen.

»Die mittlere der Statuen hat begonnen, den Bann abzustreifen… ihr mußt du Phantoma in die Arme werfen… Wenn sie kommt, hand'le! Hand'le!«

Wie eine Beschwörung klangen die letzten Worte in seinem Bewußtsein.

Wie sollte er handeln? Er fühlte sich am Ende und völlig ausgelaugt.

Phantoma würde kommen! Er wußte es, durch Macabros, über den er alles empfangen hatte.

Wach werden! fieberten seine Gedanken. Du mußt wach werden, du darfst nicht einfach so hier herumliegen. Das wird dir den Tod bringen.

Carminia und Rani ahnen nichts! Blitzschnell wird alles gehen.

Wie wird sie dich töten? stellte er sich selbst die Frage.

Das magische Schwert des Toten Gottes würde sie nicht wagen, auch nur anzurühren.

Aber es gab tausend andere Arten, die sie anwenden konnte.

Sie konnte als Untier hier in die Kabine einbrechen und ihm die Halsschlagader aufschlitzen, sie konnte durch die Tür kommen, als Kapitän Huarto oder als Pepe, und Carminia und Rani unter irgendeinem Vorwand hinauslocken.

Tausend Möglichkeiten gab es, tausend Todesarten – aber nur einen Tod.

Und die Todesangst war es, die seine Gedanken beherrschte, und jede klare Entscheidung nur noch erschwerte.

Er konnte sich nicht bemerkbar machen, seine Angst und sein Wissen nicht hinausschreien.

Woher die Kraft nehmen, die Benommenheit abzuschütteln, dem Wirken der schrecklichen Phantoma eine Barriere entgegenzusetzen?

Er fühlte nur noch Dunkelheit und Einsamkeit um sich und war schwach wie ein Neugeborenes.

Carminia Brado war entsetzt, als sie Björn Hellmark durchgeschwitzt und halb durchsichtig vor sich liegen sah, mit eingefallenen Augen und Wangen und spitzer Nase. Es war, als ob alle Kraft immer schneller aus seinem Körper wiche.

»Er wird – sterben!« entrann es ihren Lippen. »So habe ich ihn noch nie gesehen.«

Ein Windhauch streifte ihr Gesicht. Niemand hatte bemerkt, daß das Kabinenfenster aufgedrückt worden war und daß sie wieder durch das Kabinenfenster kam.

Ein Albatros strich über Carminia Brados Haupt hinweg, und unwillkürlich duckte sich die Brasilianerin.

»Ja, er wird sterben!« gurgelte es dumpf und zynisch aus dem Schnabel des Vogels. »Deshalb bin ich gekommen. Und du wirst ihn nie wieder sehen. Nie wieder!«

Mahay sprang noch geistesgegenwärtig auf und schätzte die Gefahr richtig ein.

Da wurde der Schnabel des Vogels dreimal, fünfmal so lang und entwickelte sich zu einer messerscharfen Spitze, die genau auf den Punkt zwischen Björn Hellmarks Augen stieß!

*

Der Koloß von Bhutan schoß wie eine Rakete auf den Albatros zu.

Ranis Rechte umklammerte den Schnabel, und der Kopf des unheimlichen Eindringlings wurde nach hinten gerissen.

Phantoma hatte eine Entscheidung getroffen, und diese einmalige Chance wollte sie sich so dicht vor dem Ziel nicht noch mal nehmen lassen.

Der Schnabel unter Mahays Griff schmolz und wurde butterweich. Der Albatros verwandelte sich. Eine unendlich lange Schlange wand sich plötzlich um den Arm des Inders und schlang sich um seine Brust, seine Schultern – während ihr breiter, flacher Kopf mit den dolchartigen Giftzähnen auf Hellmarks Hals zuschoß.

Carminia Brado schrie markerschütternd auf. Die Brasilianerin aber stand nicht stocksteif da, sondern war ebenfalls bereit, alles in ihren Kräften stehende zu tun und den unheimlichen Eindringling zu bekämpfen. Sie riß kurzerhand einen Stuhl in die Höhe und schleuderte ihn der Schlange entgegen. Phantoma hatte mit dieser Reaktion nicht gerechnet und war zu sehr nur mit einem einzigen Gedanken befaßt: Hellmark den Garaus zu machen.

Ihr Kopf verfing sich im Stuhl und wurde heruntergedrückt.

Phantoma wechselte erneut die Form.

Mahay, noch eben von dem gewaltigen Leib umschlungen, feuerrot angelaufen und nach Luft schnappend, taumelte plötzlich nach hinten, als hätte er einen Stoß gegen die Brust erhalten. Es war sein eigener Schwung, der ihn nach hinten schleuderte.

Aus der Riesenschlange war plötzlich ein glitschiger Fisch geworden, der seinem Zugriff entwich, der unter dem Stuhl durchwischte und auf Hellmarks Gesicht zischte. Das breite, häßliche Maul war wie mit kleinen Pfeilen bespickt, die sich dem Deutschen

wie ein Nagelbrett in Mund, Nase und Augen stoßen würden.

Aber dazu kam es nicht.

Plötzlich war da noch jemand in der Kabine.

Macabros!

Hellmark mobilisierte alle Kräfte. In der Todesangst war er zu einer Leistung imstande, die Unmenschliches von ihm forderte.

Nur Sekunden durfte dieser Kampf dauern, nur wenige Atemzüge standen ihm zur Verfügung. Wenn er jetzt versagte, war alles verspielt.

Er umschlang mit beiden Händen den Fisch, der durch die Luft sprang. Das alles ereignete sich so schnell, daß menschliche Sinne den Vorgang kaum verfolgen konnten.

Nicht nur für Carminia Brado und Rani Mahay kam dieser Eingriff unerwartet und überraschend – er war es auch für Phantoma, die Tochter der Finsternis.

Noch ehe sie abermals ihre Form wechseln konnte, veränderte sich bereits ihre Umgebung.

Das war nicht mehr die Kabine, in die sie eingedrungen war.

Alles schien plötzlich dunkel und bizarr. Eine finstere, feuchte Höhle, in der ein rötliches, rätselhaftes Licht in der Höhe gloste.

»Aigitt korommmp malokkkk…«, klangen schaurige Laute durch die Felsenhöhle. Ein totenbleicher Mensch hockte in beschwörender Geste vor den drei unheimlichen Götzenstandbildern und rief mit lauter Stimme die grausamen Worte, welche die verfluchten Geister riefen, die in den geistigen Ketten der Alten lagen!

*

Keine Zeit verlieren!

Handeln!

An nichts mehr anderes konnte und dürfte er denken. Der Fisch zwischen seinen Händen wand und drehte sich. Menschliche Formen entwickelten sich.

Phantoma in der ganzen Schönheit ihres verführerischen Fleisches zappelte zwischen seinen Fingern und wollte sich losreißen. Er ließ ihr keine Zeit und keine Gelegenheit dazu.

Die mittlere Statue! Von der hatte Al Nafuur gesprochen.

Und es blieb keine andere Wahl, keine andere Entscheidung und auch nicht die Möglichkeit zur Nachprüfung, ob er in keine Falle gelaufen war und ob es wirklich Al Nafuur war, der zu ihm gesprochen hatte. Erst in nahe zurückliegender Vergangenheit hatte sich gezeigt, daß die finsteren, ihn bekämpfenden Mächte Mittel und Wege fanden, auch Al Nafuurs telepathische Kontakt zu imitieren.

Hellmarks Körper fieberte, er war nur noch ein Schatten seiner

selbst, während seine ganzen Kraftreserven seinem Zweitkörper zuflossen, der Tausende von Meilen entfernt in einer finsteren Mächten geweihten Höhle agierte, die Walter Sindom aufgestöbert hatte, wo das Drama seinem Höhepunkt zustrebte, das für die Passagiere und die Besatzung der »Aloha« von einschneidender Bedeutung sein sollte.

Macabros warf die sich verzweifelt Wehrende dem furchteinflößenden Götzen mit den glosenden Augen genau in die Arme.

Ein Stöhnen schien plötzlich aus den feuchten, kahlen Felswänden zu kommen. Rundum gurgelte und kreischte es, als würden plötzlich tausend gefangene Stimmen gleichzeitig erwachen. Phantoma riß noch die Arme hoch, wollte sich abdrehen und keinesfalls in Berührung mit der Gestalt kommen, auf die noch der Fluch der Alten wirkte.

Sie schaffte es nicht mehr.

Über ihren Körper lief ein Zucken. Ihre schöne, samtene Haut wurde runzlig, trocken und spröde, und sie sah plötzlich aus wie Stein und färbte auch nach.

Dann begann der Verschmelzungsprozeß.

Phantoma und der Götze wurden eins. Sie gingen ineinander über. Der schöne Leib der Dämonentochter wurde förmlich aufgenommen, als würde er sich verflüssigen und dann zu Dampf werden, der in die steinernen Poren kroch.

Ein entsetzliches, unmenschliches Stöhnen brach aus dem breiten Maul der riesigen Gestalt, und mit letzter, ersterbender Stimme, die Horst Krentzer gehörte, sagte der Götze: »Zu spät – Mandragora-Phantoma – die Zeit war zu knapp bemessen… so dicht vor dem Ziel… wird der Fluch der Alten auf die Schatten noch mal wirksam… aber das ist nicht das Ende, das ist nicht das Ende! Wir werden einen… Weg… fiinndeennn!« Das letzte Wort hallte schaurig nach.

Dann herrschte Totenstille. Strauß starrte auf den Eindringling wie auf einen Geist, der ihm das Gesicht zuwandte und sich erst jetzt um ihn kümmern konnte.

»Wer sind Sie?« fragte der Österreicher mit schwacher Stimme.

»Ich werde Ihnen alles erklären. Aber nicht jetzt und nicht hier. Die Zeit ist zu knapp. Die Kraft reicht nicht mehr. Die Hauptsache ist: lassen Sie die Beschwörung, sagen Sie kein Wort mehr! Ich hoffe, Sie wissen nichts von dem, was Sie nachsprechen mußten.«

»Ich erinnere mich nicht mehr an ein einziges Wort.«

*

Macabros nahm ihn einfach mit, und so kam es, daß ein

Höhlenforscher aus der Finsternis der Erde mitten unter den Sonnenhimmel des Pazifik gebracht wurde.

Strauß kam in einer Kabine an, in der ein riesiger Inder und eine grazile Brasilianerin besorgt das Bett eines Mannes umstanden, den er eben noch gesehen hatte. Aber vom Zweitkörper des Björn Hellmark sollte er erst viel später erfahren.

In dem Augenblick als Phantomas ewige Gefangenschaft unter dem Schutzschild der unbekannten Alten begann, veränderte sich die Situation um und in der »Aloha.« Der Himmel riß auf, die grau-grüne Dunstglocke verschwand, die See lag ruhig. Wärme und Sonne, Licht!

Die Menschen lachten. Fröhlichkeit herrschte, die Beklemmung schwand.

Phantomas Einflüsse waren nicht mehr. Mit ihr waren die Hilfsgeister verschwunden, die ohne ihre Herrin nicht tätig werden konnten.

Björn Hellmark brauchte zwei volle Tage, um sich zu erholen. Er sprach nicht viel, als er aufwachte. Ein schwaches Lächeln sagte mehr als tausend Worte. Carminia fiel ihm um den Hals, der massige Inder atmete tief durch, als würde plötzlich eine Zentnerlast von seiner Brust genommen.

»Ich bin wieder da, ich hab's noch mal geschafft. Aber es ist noch nicht zu Ende…« Das waren seine ersten Worte, und er dachte an Pepe.

Björn verdoppelte sich, und es war alles wie früher.

Er erreichte die kleine Insel. Der Junge saß am Strand und war damit beschäftigt, an einem Holzgestell einen Fisch zu braten.

»Nett, daß du überhaupt noch kommst«, wurde Macabros empfangen, noch ehe er etwas sagen konnte. »Aber es hat mich nicht gestört, daß du mich zwei Tage allein gelassen hast.«

»Es gefällt dir hier?«

»Und wie! Ich fühle mich wie Robinson.«

»Dazu hätten wir keine Fahrt mit der 'Aloha' machen müssen. Dieses Gefühl konntest du auf Marlos ebenso haben.«

»Stimmt nicht! Das ist etwas ganz anderes. Das hier ist so 'ne richtige kleine Insel. Man vertritt sich die Füße und hat sie einmal umrundet. Das macht Spaß.«

»Dann willst du also noch ein bißchen hierbleiben? Wenn die Kreuzfahrt zu Ende ist, hol' ich dich wieder ab, einverstanden?«

Pepe wollte dem etwas entgegenhalten, aber da war Macabros schon verschwunden. Pepe blieb noch eine dritte Nacht allein auf der kleinen palmenbewachsenen Insel, dann holte Macabros ihn zu Carminia und Mahay zurück.

Es wurde doch noch eine schöne Kreuzfahrt mit allem, was man auf einer solchen Reise erleben kann und erwarten darf.

Die elektrische Anlage funktionierte wieder, es konnten Funkbotschaften ausgetauscht werden und die leidlichen bürokratischen Dinge, wie eine Information der Polizei in Honolulu, mußten ebenfalls erfolgen. Aber hier bewies Huarto eine geschickte Hand, um die ihm anvertrauten Passagiere so wenig wie möglich zu belästigen. Die hatten schon genug Unbill erlebt!

Björn Hellmark war wieder der alte. Doch wer ihn genau kannte, der merkte, daß er nachdenklicher geworden war als noch vor dem Antritt der Reise.

In letzter Sekunde erst war ihm ein Sieg über Phantoma und damit über ihre schrecklichen Marionetten, die sie tanzen hatte lassen, gelungen.

Die Dämonentochter war gebändigt.

Nur auf Zeit – oder ein für allemal? Er hoffte Kontakt zu Al Nafuur zu finden und versuchte es wiederholt. Aber sein geheimnisvoller Geistführer schwieg. Entweder er kam nicht durch, oder bei dem letzten Versuch über Raum und Zeit hinweg war mehr geschehen, als Al Nafuur ihm hatte eingestehen wollen.

Man mußte die Zeit abwarten. Sie brachte Klärung und heilte Wunden. Aber sie brachte auch neue Probleme mit sich.

Da waren zum Beispiel die Schatten, die Strauß mit furchtbaren Worten beschworen hatte und deren Rückkehr noch mal verhindert worden war.

Er konnte trotz allem zufrieden sein und versuchte auch, den anderen gegenüber sich nichts anmerken zu lassen und daß er voller nachdenklicher Gedanken steckte.

Er hatte nur eine Schlacht gewonnen, aber keinen Krieg. Die Dämonen, Molochos an ihrer Spitze, lagen weiter auf der Lauer und suchten nach neuen Wegen, seine Mission zu stören und sein Leben zu vernichten.

Auf der »Aloha« ging es friedlich zu. Freude und Glück waren hier zu Hause. Aber das war nur ein Teil der Welt.

Haß, Not und Peinigung waren ein anderer Teil.

Das mußte man manchmal vergessen, um mit neuer Kraft an die Probleme herangehen zu können, die auf einen warteten.

Er wußte, daß schon jetzt die Weichen für ein neues, unheimliches Abenteuer gestellt waren, das in den nächsten Stunden, in den nächsten Tagen auf ihn zukam.

Da mußte er gewappnet und wieder im Vollbesitz seiner Kräfte sein, um sich den Anforderungen stellen zu können.

Das war so im Leben Björn Hellmarks alias Macabros, des Mannes, der an zwei Orten gleichzeitig sein konnte und der sich eine friedliche und zufriedene Welt wünschte, in der der Einfluß des Bösen nicht mehr wirksam wurde…

ENDE